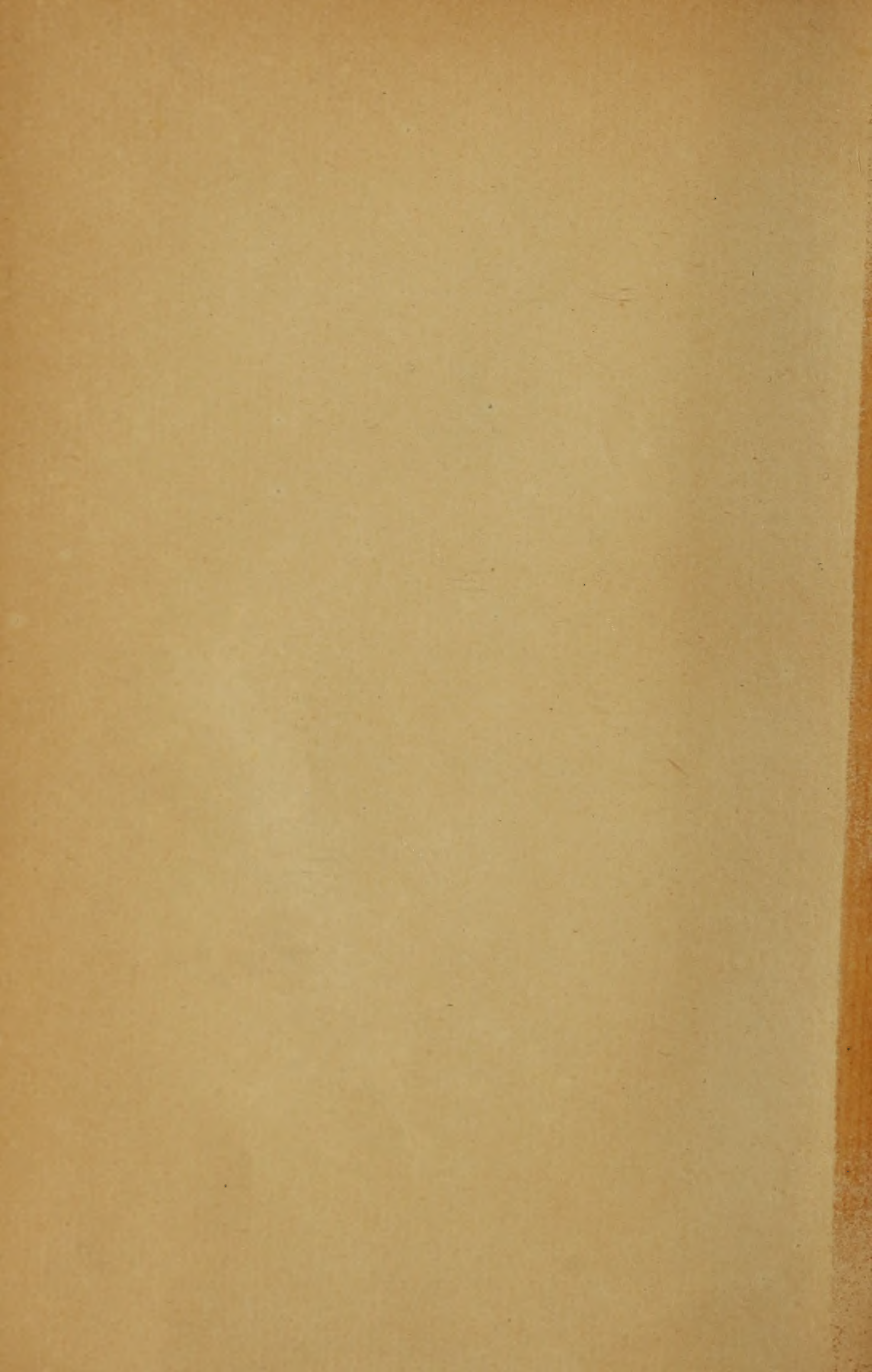
# Paul Ernst



# Lange Rübe und Genossen

Flemmings Bücher für jung und alt
Herausgegeben von Börries,
Freiherrn von Münchhausen





# Lange Rübe und Genossen

# Flemmings Bücher für jung und alt

Herausgegeben von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Große Reihe Band 3

# Lange Rübe und Genossen

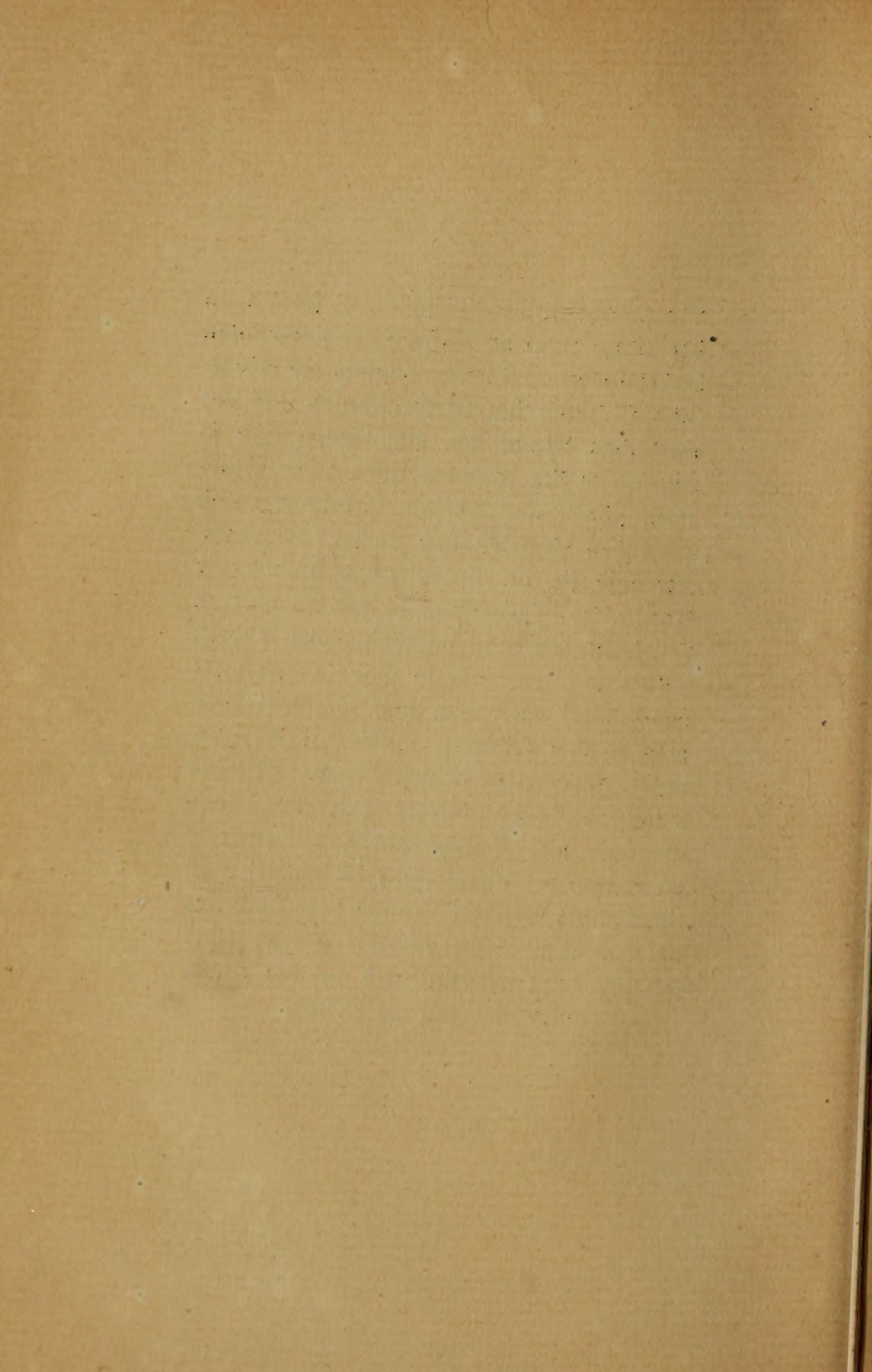
von

**P. Ernst**



Carl Flemming und C. T. Wiskott AG.
Berlin

Die nachfolgenden Geschichten spielen in der Stadt Rom im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Es war damals die eigentliche Blütezeit des Kirchenstaates und der weltlichen Macht des Papsttums, und so entwickelte sich in jenen Jahren die Stadt Rom schnell aus Verfall, Trümmern und ländlichen Ansiedlungen zu der Großstadt, wie wir sie im wesentlichen noch heute kennen. Es ist verständlich, daß die inneren Einrichtungen nicht immer gleichen Schritt halten konnten, und so war insbesondere das Polizeiwesen noch ganz so eingerichtet, wie es den früheren ländlichen Verhältnissen angemessen gewesen war. Mit der Großstadt aber bildete sich auch das Gauner- und Spitzbubenwesen aus, und da es von der unzulänglichen Polizei nicht unterdrückt werden konnte, so schoß es bald üppig in Blüte, und die Polizei selber sah sich denn genötigt, sich auf die Dauer mit ihm gut zu stellen.



# Inhalts-Verzeichnis

Seite

Die Ostermesse . . . . . . . . . . . . . . . 1
Die gesparten Schlachtschüsseln . . . . . . . . 12
Hauptmann Tromba . . . . . . . . . . . . . 19
Der Umzug . . . . . . . . . . . . . . . 28
Die Brüder . . . . . . . . . . . . . . . 36
Die Uhr . . . . . . . . . . . . . . . . 46
Der Strick über der Rolle . . . . . . . . . . 53
Die Schnupftabaksdose . . . . . . . . . . . 61
Der Strumpf . . . . . . . . . . . . . . 69
Der Fund . . . . . . . . . . . . . . . 77
Der neue Anzug . . . . . . . . . . . . . 83
Die Repetieruhr . . . . . . . . . . . . . 93
Die verdoppelten Studi . . . . . . . . . . 99
Das Bett . . . . . . . . . . . . . . . 107
Der Tod der Waschfrau . . . . . . . . . . 114
Der moralische Eindruck . . . . . . . . . . 120
Der Silberschatz . . . . . . . . . . . . . 128
Das versiegelte Kästchen . . . . . . . . . . 136
Der Hecht . . . . . . . . . . . . . . . 148



eines Geizhalses ist oder für einen General der Übergang über einen Fluß, auf dessen anderem Ufer der Feind steht. Matta ist also in sehr gereizter Stimmung.

Plötzlich erscheinen zwei Handwerker im Saal, grüßen, holen einen Tisch und stellen ihn unter die Uhr, setzen einen Stuhl darauf; der eine der Leute steigt hoch und macht sich an der Uhr zu schaffen, der andere betrachtet aufmerksam, wie der erste arbeitet, und richtet bisweilen einen ermutigenden Zuruf an ihn.

Matta rutscht eine ganze Weile nervös auf seinem Richtersitz hin und her. Der Advokat des Klägers hält eine Tüte Anis* hoch und spricht von den sittlichen Grundlagen des Staates und dem Schutz des Privateigentums, selbst wenn das Privateigentum nur eine scheinbar so unbedeutende Sache ist wie eine Taube, denn es kommt eben auf das Prinzip an. Matta hat schon lange nur mit halbem Ohr zugehört; jetzt unterbricht er den Advokaten und schreit die beiden Arbeiter an, was sie an der Uhr zu tun haben.

Lange Rübe, denn das ist der Mann, der oben an der Uhr wirkt, entschuldigt sich und sagt, der Herr Stadtrichter Brava habe seinem Meister aufgetragen, die Uhr nachzusehen, weil sie beständig vorlaufe. Matta erwidert, dann solle er das tun, wenn der Stadtrichter Brava Sitzung habe, und solle ihn jetzt nicht stören, denn er sei der Stadtrichter Matta. Lange Rübe entschuldigt sich wieder und sagt, er habe das nicht gewußt, und er werde wiederkommen, wenn der andere Herr da sei, nur müsse er vorläufig die Uhr wieder in Ordnung bringen, weil er einige Teile herausgenommen habe, denn sonst verstaube die Uhr. Matta setzt die Verhandlung eine Weile aus, und Kläger, Beklagte, Advokaten und Zeugen sehen dem

* Mit Anis werden die Tauben angelockt.



Manne an der Uhr mit lebhafter Neugierde zu, indessen er selber in seinem Taubenakt studiert. So vergeht eine Weile, und Matta fragt, ob er denn noch nicht bald fertig sei. „Gleich," erwidert Lange Rübe; „ich muß nur erst das Schneckenhaus wieder vorhaben und die Kette über die Trommel legen, aber der Hebel schnappt mir immer zurück; wenn man die Uhr in der Werkstätte hat, dann hat man das in zwei Minuten, aber wenn man nicht recht ankommen kann, dann ist es möglich, daß es eine halbe Stunde dauert." „Eine halbe Stunde? Sind Sie verrückt, Mensch?" schreit ihn Matta an. Lange Rübe fingiert ein heftiges Erschrecken. „Nehmen Sie die Uhr ab und bringen Sie sie in Ihrer Werkstätte in Ordnung," fährt Matta fort. Lange Rübe beeilt sich, dem Befehl zuzustimmen, und bittet um einen dritten Mann, der die Uhr mit die Treppe heruntertragen könne; draußen werde er dann einen Wagen nehmen, um sie fortzubringen. Matta befiehlt einem Sbirren, den Leuten zu helfen; Lange Rübe nimmt nun die Uhr ab, und die drei gehen, nach vielen Bücklingen von Lange Rübe; Matta ruft ihm nach, er solle sie aber an einem Nachmittag zurückbringen, nicht an einem Vormittag. — Der Sbirre hilft also die Uhr in den Wagen legen, die beiden Spitzbuben fahren

mit ihr ab, und Matta setzt seine Verhandlung fort, indem der Advokat auf das Anisstreuen des Beklagten kommt.

Es ist gegen Mittag, und Tromba weilt gerade in seiner Wohnung im Kreise seiner Familie. Seine Gattin macht ihm heftige Vorwürfe, weil die Gattin des Zollinspektors ein neues seidenes Kleid bekommen hat, und Beppina schlingt die Arme um ihn, tröstet ihn und sagt, wenn sie groß ist, dann trägt sie immer wollene Kleider, die sind auch schön, und einen Schmuck kann ihr der Vater ja doch immer schenken. Lange Rübe klopft an, tritt bescheiden ins Zimmer, zieht die Mütze ab, bestellt einen Gruß vom Stadtrichter Matta und sagt, die Uhr liege auf dem Wagen, der unten vor dem Hause stehe. Dann geht er.

Tromba kennt natürlich Lange Rübe. Er weiß nicht recht, was das bedeuten soll, schnallt sich den Säbel um, setzt den Helm auf und geht die Treppe hinunter. Da steht wirklich ein Wagen; auf ihm liegt die berühmte Uhr, die Tromba natürlich kennt. Der Kutscher zieht den Hut und erklärt, die Rückfahrt habe er auch schon bezahlt bekommen. Kopfschüttelnd befiehlt Tromba dem Kutscher, nach dem Stadtgericht zu fahren, und schwingt sich neben ihn auf den Bock.

Inzwischen ist der Taubenprozeß vertagt — denn ein Ende haben Taubenprozesse nie — und Matta hat sich für den Heimweg zurechtgemacht. Im Flur trifft er Brava. Gewöhnlich grüßen sich die beiden Herren nur kalt; aber diesmal kann es sich Matta doch nicht versagen, einige spitze Bemerkungen über die Störung zu machen. Brava weiß nicht, auf wen sie zielen; ein Wort gibt das andere, und so erfährt Matta, daß Brava den Uhrmacher gar nicht bestellt hat. Jetzt beginnt er einen Argwohn zu fassen. Der Pförtner des Hauses steht an der Seite; er fährt ihn ärgerlich an, wie er denn die fremden Männer

4*

mit der Uhr aus dem Hause lassen kann; der Pförtner erwidert bescheiden, es sei ein Sbirre bei ihnen gewesen, und da habe er gedacht, daß sie auf Befehl des Herrn Stadtrichters handelten. Matta beißt sich auf die Lippen.

Eben tritt Tromba in die Haustür, um sich zu erkundigen, was das eigentlich für eine Sache mit der Uhr ist. Matta ruft ihm mit gesteigertem Ärger zu, nächstens werde man ja wohl auch den Heiligen Vater aus seinem Bett stehlen, so vorzüglich sei die Polizei in Rom. Tromba wirft einen ratlosen Blick auf Brava, dieser sagt — er kann eine leichte Schadenfreude nicht verbergen: „Meinem Amtsbruder Matta haben die Spitzbuben die große Uhr aus dem Sitzungssaal gestohlen, und sie haben es so schlau gemacht, daß er ihnen noch einen Sbirren zur Hilfe mitgegeben hat." — Nun ist Tromba im Bilde. Er zupft seine Uniform glatt, stellt sich stramm und sagt: „Melde gehorsamst, daß ich soeben die Uhr zurückgebracht habe."

Matta eilt vor die Tür: Richtig, da steht ein Wagen, eben breitet der Kutscher eine Decke über sein Pferd, und in dem Wagen liegt die Uhr.

Er sagt zunächst nichts; endlich kommt über seine Lippen: „Es ist gut." Brava ist auf den Wagen gestiegen, hat die Uhr hochgehoben, betrachtet; er fragt neugierig: „Aber, Tromba, Sie sind doch ein Teufelskerl! Wie haben Sie das nur gleich wieder fertiggebracht?" Tromba strahlt. „Die Polizei hat ihre Geheimnisse, Herr Stadtrichter," erwidert er. „Die Uhr ist da, meine Pflicht ist erfüllt."

Wie Matta das nächste Mal zum Fußkuß zugelassen wird, sagt der Heilige Vater zu ihm: „Ei, ei, Matta, du bist der, dem die Spitzbuben die schöne Uhr gestohlen haben! Wenn wir Tromba nicht hätten! Ja, ja, Tromba ist ein geschickter Mann, Tromba versteht seine Sache!"

---

# Der Strick über der Rolle

Es kam nach Ferrara ein Mann, der dem Herzog einen Plan von großem Werte unterbreitete. Er sagte: „Eure Hoheit besitzt viele Güter, Dörfer und Städte, aber Eure Hoheit hat kein Geld. Geld aber muß der Mensch vor allen Dingen haben, sonst ist er dumm. Nun schlage ich vor, Eure Hoheit läßt Ihr ganzes Eigentum abschätzen, und dann läßt Sie Zettel drucken, auf denen steht, daß dem Inhaber für zehn Skudi, oder für hundert oder tausend Skudi, je nachdem, ein Teil des Eigentums Eurer Hoheit verschrieben ist. Diese Zettel nehmen dann die Leute gern an, denn sie sind ja so gut wie bares Geld; aber weil einer für zehn oder hundert oder tausend Skudi immer nur ein Stückchen von Eurer Hoheit Eigentum verschrieben bekommt, mit dem er gar nichts machen kann, so wird er nicht verlangen, daß ihm das Stückchen ausgeliefert wird, sondern wird es Eurer Hoheit lassen, bei der es ja sicher aufgehoben ist; und so wird Eure Hoheit mit den gedruckten Zetteln alle Leute bezahlen können, und wird außerdem neu bauen und kaufen können, was Sie will."

Dieser Plan leuchtete dem Herzog, der ein kluger Mann war, sogleich ein. Er ließ einen guten Kupferstecher kommen, dem er den Auftrag gab, Platten zu stechen für die Verschreibungen, dann kaufte er eine

Druckerpresse, und wie die Platten fertig waren, mußte der Fremde, welcher den Plan gehabt hatte, ihm Verschreibungen drucken.

Alle Leute nahmen die Verschreibungen gern an, denn sie wurden nun bezahlt, und so gern nahmen sie sie, daß manche der Gläubiger ihre Rechnungen noch einmal durchsahen und um weniges erhöhten, damit sie nur mehr von den Verschreibungen bekamen, und alle Handwerker bauten jetzt mit einer Lust, denn sie wußten, daß sie nun am Sonnabend immer ihren Lohn in Verschreibungen erhielten, die so gut waren wie bares Geld und auch von allen Bäckern und Fleischern angenommen wurden. Und weil sie die Verschreibungen anfänglich für ihre Rechnungen bekommen hatten, die auch Noten hießen, so nannte man sie Noten.

Es war Seiner Hoheit darauf angekommen, recht schnell die Noten drucken zu lassen, deshalb war vorher keine Aufnahme der Güter gemacht; und wie nun alle Leute sich so über die Noten freuten, da dachte er, daß er sich die Mühe sparen könne, sie nachträglich zu machen, denn wenn wirklich durch einen Zufall mehr Noten ausgegeben werden sollten, als sein Eigentum wert war, so merkten das die Leute ja doch nicht, denn da die Noten bei allen Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, Bauern und sonstigen Untertanen zerstreut waren, so wußte ja niemand, wie viele ausgegeben waren; und Seine Hoheit wußte es endlich selber nicht, weil er sie zuletzt nicht mehr gezählt hatte.

Nun hatte der Erfinder des Planes einen treuen Diener, namens Matteuccio, einen frischen und heitern jungen Mann, der ihm half, die Platten schwärzen, das Papier anfeuchten, die Presse anziehen, die gedruckten Scheine auf Bindfäden zum Trocknen hängen, und

ähnliches tun, was mit der Herstellung der Noten verbunden war. Dieser Matteuccio nun sah, wie er half, Scheine von zehn, hundert und tausend Skudi täglich erzeugen, die dann in dicke Pakete verschnürt und an den Schatzmeister abgeliefert wurden; er rechnete sich aus, daß er nur fünf Skudi Lohn im Monat bekam und in dieser Zeit viele hunderttausend Skudi machte, ohne weitere Unkosten wie einige Paoli* für ein Ries Papier, und darüber befiel ihn ein heftiger Groll, denn er dachte, daß das doch eine unchristliche Ausbeutung seiner Arbeit war. So ließ er sich denn seine Gedanken eine Weile im Kopfe herumgehen und trat endlich vor seinen Meister, um patzig seinen Abschied zu verlangen. Der gute Meister hatte sich immer so über das Gelingen seines Planes gefreut, daß er an Matteuccio weiter nicht gedacht hatte; so war er denn zuerst verwundert, aber er konnte seinen Gesellen nicht mit Gewalt zurückhalten, und deshalb ließ er ihn gehen.

Es war wohl einmal geschehen, daß eine Note nicht so gut gedruckt war, wie sie sein sollte; der Meister hatte sie dann verworfen, weil er darauf hielt, daß nur schöne Blätter aus seiner Werkstatt kamen. Solche verworfenen Noten hatte sich Matteuccio gesammelt zu einem kleinen Päckchen, und das nahm er nun mit. Die anderen Leute waren nicht so sorgfältig wie sein Meister, und als sie seine Noten sahen, da nahmen sie die gern an Zahlungsstelle an, und so konnte Matteuccio sich denn eine hübsche Wohnung mieten in dem Palast eines Kammerherrn und konnte einem tüchtigen Kupferstecher Geld anbieten, daß er ihm Platten stach, wie sie sein Meister zum Drucken hatte, und konnte sich auch eine Druckerpresse anschaffen, mit der er arbeitete. Und weil er einen Ehrgeiz in sein

* Paolo, kleines Geldstück.

Geschäft setzte, indem er doch nun gewissermaßen seinem Meister mit seiner Arbeit gegenübertrat, so druckte er seine Noten noch schöner, als sie sein Meister druckte.

Dergestalt arbeitete er nun eine Weile, und indem er die vielen Päckchen, die er herstellte, doch nicht behalten wollte, so kaufte er für sie, was ihm behagte, damit seine Noten unter die Leute kamen wie die seines Meisters. Und zuerst erstand er den Palast, in welchem er wohnte, dann kaufte er eine große Villa in Frascati,* die ihm viel Wein und Öl einbrachte, und zuletzt erhandelte er eine große Standesherrschaft in den Abruzzen und wurde dadurch Herzog, und hieß also nun der Duca** Matteuccio.

Während dergestalt alle froh waren, Seine Hoheit, und der Meister, und der Duca Matteuccio, und die Handwerker, Geschäftsleute, Bauern und sonstigen Untertanen, und alle den Meister segneten, dessen Klugheit eine solche Blüte des Handels und Gewerbes verursacht hatte, geschah es, daß allmählich alle Waren teurer wurden; die Hausfrauen klagten, daß die Kastanien und Bohnen nicht mehr zu erschwingen waren, die Arbeiter verlangten stürmisch höhere Löhne, die Schuhmacher erklärten, daß das Leder um das Doppelte gestiegen sei, und die Milch wurde immer wässeriger. Dem Herzog kamen diese Beschwerden zu Ohren, und da er seine Untertanen liebte, so war er sehr traurig und berief eine Versammlung der Geheimräte ein, um sie zu befragen, was man bei dieser Teuerung tun solle. In dieser Versammlung sagte er, er habe schon den Plan gefaßt, noch eine zweite Presse zu kaufen und noch mehr Noten drucken zu lassen, damit die Leute mehr Geld bekommen könnten, denn ihn koste es

* Stadt in den Bergen bei Rom.

** Herzog.

ja nicht viel, ob er noch einen anderen Meister anstelle. Einer der Geheimräte aber, der ein sehr philosophischer Mann war, stand auf und hielt eine lange Rede, in welcher er zeigte, daß die Teuerung davon komme, daß schon zuviel Noten gedruckt seien, und als die anderen lachten, fügte er hinzu, er glaube, daß auch andere Leute wie der Meister, den Seine Hoheit angestellt, sich ans Werk gesetzt haben. Hierüber wurde der Herzog nun ärgerlich, denn das konnte er natürlich nicht erlauben, daß auch andere Leute druckten, denn die Noten waren doch Verschreibungen auf seine Güter. So befahl er denn dem Geheimrat, den Polizeihauptmann Tromba aus Rom kommen zu lassen und ihm die Untersuchung der Sache aufzutragen.

Der Hauptmann Tromba hatte schon einen Verdacht. Man muß nämlich wissen, daß Matteuccio, wie er nun Herzog geworden, und weil er ein hübscher und gewandter junger Mann war, beschlossen hatte, zu heiraten; und zwar hatte er um die Hand einer sehr schönen, jungen Gräfin angehalten, deren Eltern ihm gegenüber wohnten. Die Eltern waren etwas verwundert über den großen Reichtum Matteuccios und hielten es für richtig, ehe sie ihm ihre Tochter gaben, erst den berühmten Polizeihauptmann Tromba in Rom zu befragen, was er von Matteuccio wisse. Tromba hatte Nachforschungen angestellt; und als nun der Geheimrat ihn kommen ließ und ihm seine Gedanken mitteilte, blies er die Backen auf, hielt sich den Zeigefinger auf die Nase, erklärte, daß Tromba die Sache machen werde, und ging sogleich mit zwei Sbirren,* Matteuccio zu verhaften.

Er ließ die beiden Sbirren auf der Straße vor dem Hause und stieg die Treppen hoch zu Matteuccios Kämmerchen.

* Polizisten.

Matteuccio bewohnte nämlich noch immer den kleinen Raum unterm Dach, den er zuerst gemietet hatte, denn er wollte nicht gern, daß die zahlreiche Dienerschaft etwas von seiner Arbeit erfuhr.

Tromba klopft an; Matteuccio fragt innen, wer da sei; Tromba nennt seinen Namen; Matteuccio räuspert sich und antwortet nicht; Tromba klopft wieder und sagt, er komme wegen der Noten, die er gedruckt, denn er hält es in diesem Fall für richtig, mit offenen Karten zu spielen; Matteuccio hinter der Tür erwidert, er sei ein ruhiger Bürger, bezahle seine Steuern und wünsche in Frieden gelassen zu werden; Tromba erklärt ihm nun, daß der Herzog sehr ärgerlich sei und erörtert weitläufig, daß doch nicht jeder Bürger Noten drucken könne, weil das dem Kredit des Staates schaden würde.

Unterdessen hat Matteuccio die Noten, welche er noch besitzt, in ein Bündel gebunden und in die Tasche gesteckt. Dann tritt er auf seinen kleinen Balkon hinaus und sieht sich um.

Der Palast war recht verwittert, und um seiner künftigen jungen Frau eine Freude zu machen, hatte er Maurer angenommen, welche die Außenseite ausbessern sollten.

Unterm Dach ist eine Rolle befestigt, auf der ein Strick läuft, mit welcher die Maurer ihren Kalk nach oben ziehen. Es ist gerade Mittagpause, auf den Gerüsten ist kein Mann zu sehen, auch die Straße ist leer. Während draußen Tromba über den Kredit des Staates spricht, hat Matteuccio eine Schlinge gemacht und sich unter den Arm gelegt. Nun nimmt er den anderen Teil des Strickes in die Hände, der über die Rolle läuft, und denkt sich so langsam auf die Straße niederzulassen, indem er immer von dem anderen Teil des Strickes ein Stückchen nachgibt.

Dessen Ende aber liegt unten auf der Straße vor den

Füßen der beiden Sbirren, die sich in den Hauseingang gestellt haben, um den Schatten zu genießen. Wie diese die merkwürdige Bewegung des Strickes sehen, treten sie vor und schauen hoch, und da erblicken sie unseren Matteuccio, wie er, ganz vertieft in seine Bewegung, langsam nach unten gleitet.

Die Sbirren durchschauen sofort, daß das ein Fluchtversuch ist. Sie ergreifen den Strick und halten ihn fest. Nun kann er nicht mehr nachgeben, und Matteuccio, der etwa in der Mitte seines Palastes in der Luft schwebt, kann nicht weiter nach unten kommen. Er späht vorsichtig nach unten und erblickt die beiden.

Aber er hängt gerade vor einem der Maurergerüste, auf dem ein großer Eimer mit Kalk steht. Es gelingt ihm, sich auf das Gerüst zu schwingen; dann hängt er den schweren Eimer an den Haken, der an seiner Strickseite befestigt ist, und stößt sich mit dem Eimer wieder ab. Die beiden Sbirren haben verwundert zugeschaut; aber nun geschieht, was Matteuccio wollte: er selber mit dem Eimer zusammen ist schwerer als die beiden Sbirren, der Strick zieht an, und plötzlich



schweben die Sbirren, die am anderen Ende halten, in der Luft. Dem einen glückt es noch, abzuspringen; der andere wird mit rasender Schnelligkeit trotz Schreiens und Zappelns an Matteuccio vorbei in die Höhe gezogen; und wie Matteuccio mit dem Eimer unten angekommen ist, da schwebt der Sbirre in der Luft, unter sich nur ein kurzes Endchen Strick, und ruft um Hilfe.

Der andere Sbirre stürzt sich auf Matteuccio; aber der hat sich schon von seiner Schlinge befreit und droht ihm: sowie der Sbirre ihn berührt, hakt er den Strick aus dem Eimer und läßt ihn los, und der Genosse in der Luft stürzt auf das Pflaster und bricht sich alle Knochen. Der in der Luft bittet und fleht; Tromba hat inzwischen oben die Tür eingetreten, ist in das leere Zimmer gedrungen und blickt ingrimmig nach unten; der untere Sbirre muß den Strick halten, um seinen Genossen zu retten; Matteuccio hakt den Haken aus dem Eimer, und da der zweite Sbirre ein magerer Mann ist, so hebt er sich langsam, indessen der dicke erste sinkt; von oben aber ruft Tromba ihnen die anzüglichsten Worte zu, die eigentlich Beamtenbeleidigungen sind.

Matteuccio aber sieht kaltblütig nach, ob er seine Banknoten noch in der Tasche hat, und biegt dann um die Ecke. Er hat keinen Grund, sich länger in Rom aufzuhalten; Palast, Villa und Standesherrschaft werden zwar vom Herzog eingezogen, aber er besitzt noch genug Geld, um, da er doch nun einmal Herzog ist, in Neapel standesgemäß zu leben.

Er hat dann auch nach einiger Zeit eine Ehe in Neapel geschlossen; seine Gattin stammt aus einem der ersten Geschlechter; seine Familie blüht noch heute in Neapel und gilt als eine der vornehmsten in ganz Süditalien.

---

# Die Schnupftabaksdose

Wir haben alle unsere Fehler. Der gute Dom* Martino ist ein frommer und redlicher Priester, der von seiner kleinen Pfründe den Armen gibt, was er kann, und oft genug auch, was er nicht kann. Seine Haushälterin muß viel mit ihm zanken, denn sie hat ja schließlich die Verantwortung dafür, wenn der gute Herr in einer Soutane herumläuft, die auf den Schulterblättern und dort, wo man zu sitzen pflegt, große Flicken aufweist, die man hundert Schritte weit sieht, denn die Soutane war aus dem billigsten Stoff gemacht und ist ganz fuchsig geworden, so daß die kohlschwarzen neuen Flicken häßlich abstechen. Es kann geschehen, daß sie ihn dahin treibt, sich endlich ein Paar neue Stiefel anmessen zu lassen; der Schuster bringt sie, hält sie ihm vor das Gesicht und erklärt, daß ein junges Mädchen sie als Spiegel benutzen kann, daß sie geschmeidig sind wie aus Handschuhleder, denn er weiß, Hochwürden geruhen, Hühneraugen zu haben; und derb sind sie, wenn die Sohlen nicht ein ganzes Jahr halten, dann besohlt er sie umsonst, natürlich, man darf sie nicht gleich immer den ganzen Tag tragen. Die Haushälterin freut sich über die neuen Stiefel, denn wer hat denn die Stiefel zu putzen? Und verspricht dem Schuster, daß sie geschont werden sollen, und rechnet sich

* Herr.

aus, daß Hochwürden sich nun im nächsten Vierteljahr auch eine neue Soutane machen lassen kann. Aber da kommt ein Strolch, mit Schuhen, die vorn klaffen wie der Rachen eines Hundes, dem man eben einen Knochen zuwirft; er sagt, daß er beständig Zahnreißen hat, weil er nie trockene Füße bekommt, und was das schlimmste ist, daß durch den ewigen Schnupfen seine Nase rot geworden ist, wodurch die Leute ihn für einen Trunkenbold halten und ihm nichts geben. Der gute Dom Martino schüttelt den Kopf, wie er die klaffenden Schuhe sieht, geht in seine Schlafstube, wo er die neuen Schuhe auf dem Kannrückchen stehen hat, und schenkt sie ihm. Die Haushälterin weint und kündigt.

Dom Martino ist verlegen, denn die Haushälterin kündigt zwar regelmäßig jedes Vierteljahr, aber er glaubt immer wieder, daß sie diesmal wirklich gehen wird, und dann hat er keine Haushälterin mehr. Er setzt ihr auseinander, daß die alten Stiefel dem armen Mann ja gar nichts genützt hätten, daß sie fast ebenso schlecht sind, wie die Stiefel des Mannes waren, er erzählt ihr, daß jetzt Herbst ist, wo die großen Regen kommen, da muß der Mann doch ordentliches Schuhzeug haben; er sagt ihr, daß in der Stadt die Straßen gepflastert sind, und daß er ja immer seine Filzschuhe anzieht, wenn er nach Hause kommt, und so ein armer Mann muß auf den grundlosen Landstraßen tippeln, und wenn er in die Herberge kommt, dann findet er keine Filzschuhe vor. Die Haushälterin antwortet ihm nichts; sie hat ein ehernes Gesicht, ein undurchdringliches Gesicht; die Tränen hat sie sich abgewischt; sie überlegt im stillen, daß es mit dem hochwürdigen Herrn nur schlimmer wird, wenn sie fortgeht, denn eine anständige Person kommt doch nicht zu ihm, wenn sie die Stiefel sieht und die Soutane; sie be-

schließt, bei ihm zu bleiben; aber er soll es einmal merken, daß sie sich nicht auf der Nase herumtanzen läßt, daß sie auch ihren Willen hat; sie will doch einmal sehen, ob sie ihn nicht klein kriegt.

Aber sie kriegt ihn nicht klein, denn am nächsten Tag hat er schon alles vergessen, und wie er seine Stiefel anzieht, da sagt er: „Durch den Herbst komme ich wohl noch mit den Stiefeln, aber für den Winter kann ich die Ausgabe doch nicht umgehen, sie besohlen zu lassen.“ Sie hat sonst auf diese Rede immer geantwortet, daß das Besohlen sich nicht mehr lohnt und daß er ja die alten Stiefel im Sommer bei trockenem Wetter zerreißen könne, und so hatte sie ihn allmählich dahin gebracht, daß er sich die neuen Stiefel anmessen ließ; aber nun kann sie nicht mehr sprechen; sie stellt sich vor, wie der Strolch die schönen neuen Stiefel in der Penne für sechs Soldi verklopft, und der Groll steigt ihr aus dem Herzen hoch, sie schweigt und wendet sich ab. — So ein Mann also ist Dom Martino. — In den Handbüchern, welche die Gauner und Bettler für jede Stadt haben, ist sein Name mit drei Kreuzen bezeichnet; das heißt, daß es bei ihm immer etwas gibt; freilich stehen auch die Zeichen dabei, daß es nicht viel ist und daß er zugleich mit seiner Gabe immer gute Lehren spendet. Natürlich haben die besseren Gauner mit solchen Persönlichkeiten nichts zu tun, denn das An=



hören der Lehren kostet Zeit, und es lohnt sich nicht, für einen Soldo den ganzen Vormittag zu opfern. Aber das Leben geht auf und ab. Lange Rübe hat eine ganze Weile nichts verdient, er hat große Ausgaben gehabt, er hat nichts in Aussicht; und kurz und gut, er ist in einer Lage, wo man auch einen Soldo mit einer christlichen Ermahnung brauchen kann.

Also Lange Rübe klingelt bei Dom Martino; die Haushälterin öffnet, betrachtet ihn mißtrauisch, sagt sich dann aber, daß der junge Mann zu gut aussehe, um zu betteln, und macht ein freundliches Gesicht, als Lange Rübe sie mit vollendeter Höflichkeit als Fräulein anredet, und führt ihn dann zu ihrem Herrn. Sie hätte ihn ja auch so hineinführen müssen, denn Dom Martino hat ihr streng verboten, jemanden abzuweisen, aber bei Personen, die ihr verdächtig sind, macht sie doch immer einen Versuch, abzuschrecken. Freilich, die meisten Besucher überwinden gewöhnlich größere Schwierigkeiten.

Dom Martino hat eine heftige Erkältung, weil er sich nasse Füße geholt hat bei einem Gang zu einem kranken Wucherer; er hatte ihn ermahnt, von seinem schlechten Leben zu lassen und den Leuten Gutes zu tun, und der Wucherer hatte sich als hartherzig erwiesen und hatte immer gesagt, ihm tue auch niemand Gutes; die seelische Erregung war bei dem guten Herrn zu den nassen Füßen gekommen, und so war die Erkältung auf die Ohren geschlagen. Er sitzt in seinem alten Lehnstuhl, den Kopf eingewickelt, und auf beiden Seiten mit einem Trichter im Ohr, er hält abwechselnd den einen und den anderen, um sich zu bähen, über einen dampfenden Topf mit Kamillentee, den er zwischen die Beine geklemmt hat.

Lange Rübe erzählt eine verwickelte Geschichte von einem sterbenden Vater, den er besuchen müsse, und von

morgen früh mit der Arbeit fortfahren wollen, dann sagt Messer Filippo: „Das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen."

Die Unverschämtheit der Nachbarn muß natürlich den Messer Filippo ärgern, und um ihnen einen Possen zu spielen, geht er auf Pietrinos Vorschlag ein, und es wird alles so gemacht, wie Pietrino vorgeschlagen hat.

Pietrino ist, wie der Leser schon gemerkt haben wird, ein kluger Mensch. Er sorgt also dafür, daß das Schwein im Keller versteckt wird, in den man durch das Fenster leicht einsteigen kann, damit der Diebstahl glaubhaft ist; und als es Nacht geworden ist und Messer Filippo und seine Gattin fest schlafen, da erscheint er still vor dem Hause mit seinem kleinen Handwagen. „Es war doch gut, daß ich es noch zerteilt habe, es trägt sich so leichter," spricht er für sich, als er es herausholt und auf seinen Wagen legt. Er nimmt auch Herz, Lunge und Leber mit, die in einer Schüssel liegen, und die Kaldaunen, die noch im Wasser schwimmen, und den Topf mit dem Blut. Dann zieht er seinen Wagen fröhlichen Herzens nach Hause.

Am anderen Morgen in der Frühe geht er zu Messer Filippo; vor dem Hause stehen die Nachbarn und sprechen untereinander, indem sie auf das Haus zeigen; ein Polizist hockt vor dem Kellerfenster, die Hände auf die Knie gestützt, und sieht in den Keller; die Tür öffnet sich, und aufgeregt erscheint Messer Filippo, einem anderen Polizisten eine Erzählung machend; der Polizist schüttelt ruhig den Kopf und hört ihn an.

Pietrino tritt neben ihn und sagt leise: „Ausgezeichnet! Ganz recht!"

„Das Schwein ist diese Nacht gestohlen!" schreit ihm Messer Filippo zu.

„Was? Gestohlen? Das Schwein?" fragt Pietrino laut, und leise fügt er hinzu: „So ist es richtig! Kein Mensch schöpft Argwohn!"

Dem Messer Filippo kommen die Tränen, er faßt mit beiden Händen die Hand Pietrinos und sagt: „Gestohlen, wirklich gestohlen!"

„Sehr gut, das ist der richtige Ton," erwidert leise Pietrino.

„Nein, wirklich gestohlen!" ruft der Messer.

„Und die Tränen! Ganz echt!" sagt Pietrino.

„Heute morgen, ich denke, ich will es mir doch einmal ansehen, ich gehe in den Keller . . ." erzählt Messer Filippo den Nachbarn. „Nichts. Nichts. Da liegt das weiße Tuch, es ist noch blutig. Nichts weiter. Nichts."

Die beiden Polizisten besprechen sich, grüßen dann den Messer Filippo und gehen. Sie haben ihre Pflicht getan. Die Nachbarn beginnen sich zu zerstreuen. Pietrino nimmt den Messer Filippo unter den Arm und führt ihn in das Haus, in die Küche, wo die Signora gebrochen auf der Eimerbank sitzt und weint.

„Nun wollen wir gleich ans Wurstmachen gehen," sagt er. „Aber Pietrino, es ist wirklich gestohlen," ruft der Messer, vor ihm stehend und die Hände beteuernd hochhebend. „Euer Exzellenz! Unter uns! Ich bin doch verschwiegen!" erwidert Pietrino.

Messer Filippo führt ihn in den Keller, zeigt ihm wortlos den leeren Tisch, auf dem das Schwein gelegen, das blutbefleckte Tuch, die leeren Schüsseln.

„Wie Euer Exzellenz will," sagt kalt Pietrino. Er gibt sich den Anschein, als glaube er immer noch nicht den Diebstahl. „Meinen Tagelohn muß ich bekommen, und die Trinkgelder, die mir die Nachbarn gegeben hätten, werden mir Eure Exzellenz gewiß auch nicht verweigern."

# Hauptmann Tromba

Die oberste Polizeiperson in Rom ist der Hauptmann Tromba. Tromba ist von einer stattlichen und breiten Figur, nicht so ein Männchen, wie man sie oft sehen kann, der neben seiner Frau sitzt und für einen Soldo Bohnen ißt, indessen die Frau, breitschultrig und mit starken Hüften, eine Schüssel voll Krammetsvögel, ein halbes Brot und einen Haufen Salat nebst einem großen Fiasco* Wein vor sich hat. Nein, Tromba ist ein Mann, und wenn sein Säbel auf dem Pflaster klirrt, wenn er die Backen aufbläst, die Augen rollt, den Schnurrbart streicht und spanische Flüche von sich gibt, dann zittern alle Gauner Roms, soweit sie wenigstens überhaupt vor der Polizei Furcht haben.

Er hat viele Besorgungen in der Umgebung Roms zu machen, und deshalb hält er sich einen leichten zweirädrigen Wagen und ein Pferd. Dieses Pferd ist von einer merkwürdigen Rasse; es hat einen sehr dicken Leib und sehr dünne Beine und ist so klein, daß man es leicht für einen Esel oder mindestens für den Sohn eines Esels halten kann, wenn man nicht weiß, daß es ein Pferd ist. Tromba hat schon Unannehmlichkeiten mit ihm gehabt, man wollte es vom Frühjahrskorso ausschließen, weil der für Esel verboten ist; Tromba aber hat dem wachthabenden Beamten einfach erklärt, ihn würde man freilich nicht auf den Korso lassen, wenn er eingespannt wäre;

* Fiasco — umsponnene, weitbauchige Weinflasche mit dünnem und langem Hals.

2*

darüber entstand ein solches Gelächter unter den Zuhörern, daß der Beamte bestürzt wurde und Tromba durchließ.

Tromba hat also viel in der Umgebung zu tun, unter anderm muß er jeden Ersten nach Frascati* fahren. In Frascati aber bereitet er jetzt einen Hauptschlag vor. Wahrscheinlich nämlich wird es ihm glücken, die große Gaunerin Colomba abzufangen. Ein Agent hat ihm berichtet, daß der Priester Mario eine neue Haushälterin bekommen hat, auf welche ganz die Beschreibungen von Colomba passen. Er hat bis nun immer nur beobachtet, denn der ehrwürdige Herr Mario ist schon ein alter Herr und ist etwas heftiger Natur; er hat kürzlich erst einen Sbirren** die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein brach, weil der Mann eine Haussuchung nach eingeschmuggeltem Käse bei ihm halten wollte; man muß dem ehrwürdigen Herrn Mario mit Tatsachen kommen, dann beugt er sich, aber auf bloßen Verdacht gibt er nichts.

Tromba ist in Frascati und hört den Agenten kopfschüttelnd und pustend an; der ehrwürdige Herr Mario hat eine Hypothek zurückbezahlt bekommen, zehntausend Skudi; der Agent glaubt, daß es die zehntausend Skudi sind, wegen deren Colomba in den Dienst gegangen ist; alle seine Maßregeln sind getroffen; wenn sie Frascati verlassen will, dann wird sie festgenommen; und die beiden malen sich schon das bestürzte Gesicht des ehrwürdigen Herrn aus, wenn sie zu ihm kommen und ihm sagen: „Vermissen der ehrwürdige Herr nicht zehntausend Skudi? Hier sind sie, die Polizei des Heiligen Vaters schützt das Eigentum des friedlichen Bürgers.“ Tromba billigt also alle Anordnungen des Agenten; es ist schon

* Frascati — Ort im Gebirge in der Nähe Roms.
** Polizist.

spät, er muß noch nach Rom zurück, und so nimmt er denn Abschied.

Eben will er mit seinem Gefährt aus der Stadt ins Freie fahren, da steht ein junges und hübsches, kleidsam angezogenes Mädchen, mit einem Bündel am Arm, an der Straßenecke und winkt ihm zu; er hält, das Mädchen tritt an den Wagen und bittet ihn um seinen Schutz; sie muß noch diesen Abend nach Rom gehen; ihre Mutter liegt schwerkrank danieder; die Tante in Frascati hat ihr Arzneien gegeben, die sie wieder gesund machen, denn die Tante hat einmal bei einem Arzt gedient und kann die Krankheiten heilen, und sie kennt ja doch das Innere der Mutter ganz genau; die Arzneien trägt sie in ihrem Bündel eingewickelt, die eine Rolle ist eine Flasche mit einem Trank zum Schwitzen, die andere enthält einen Trank, der die zerrissenen Eingeweide heilt, und die dritte ist zur Stärkung; und nun fürchtet sie sich, in der Dunkelheit den weiten Weg zu machen, und sie hat gedacht, der Herr Polizeihauptmann Tromba nimmt sie vielleicht mit auf seinem Wagen, denn bei dem Herrn Polizeihauptmann würde sie sich ganz sicher fühlen, und das Bündel ist auch so schwer, denn in den Arzneien sind lauter kostbare Bestandteile; und so spricht sie mit geläufiger Zunge, und ab und zu wischt sie sich eine Träne aus den Augen, und dann sieht sie den Hauptmann wieder so rührend an; und so sagt der denn lachend, einem so hübschen Mädchen wird ein feiner Mann nichts abschlagen; sie gibt ihm das schwere Bündel hinauf, das er sorgfältig neben sich setzt; dann reicht er ihr die Hand, sie tritt auf die Achse und schwingt sich leicht über den Radkranz neben ihn. Das Pferd zieht an, sie fahren an einem Mann vorüber, der sie neugierig ansieht; der Mann macht einen etwas verdächtigen Eindruck, das Mädchen drückt sich ängstlich an

Tromba, und Tromba nimmt die Zügel in die eine Hand und legt die andere um das Mädchen, um sie väterlich an sich heranzuziehen. Dann beruhigt er sie; seit er im Amt ist, sind die Straßen schon sicher, und der Mann, welcher sie ansah, war sogar ein geheimer Angestellter der Polizei.

So fahren die beiden denn nun den Berg hinunter und über die Ebene, bis sie vor Rom ankommen; der Polizeihauptmann klopft mit dem Peitschenstiel an das Tor, die Wache sieht aus dem Fenster, erkennt Tromba, öffnet das Tor und läßt den Wagen ein. Das Mädchen hat während der Fahrt von der Mutter erzählt, denn sie ist von denen, die immerzu reden können; und so war die Zeit angenehm vergangen. Er läßt es sich nicht nehmen, die Kleine bis nach ihrem Hause zu fahren; sie steigt flink ab, er gibt ihr das Bündel, sie läßt den Türklopfer fallen, und er fährt weiter.

Frühmorgens am anderen Tage kommt der Agent aus Frascati. Der Polizeihauptmann haut sich erfreut auf die starken Schenkel und ruft aus: „Haben wir sie?" Der Agent sieht ihn erstaunt an, dann schweigt er. Der Hauptmann fragt verwundert: „Was ist denn geschehen?" Der Agent aber geht ans Fenster, sieht gleichgültig auf die Straße und macht eine Bemerkung über das Wetter. Wir wollen die Sache abkürzen: Das junge Mädchen war Colomba gewesen, in ihrem Bündel hatte sie die zehntausend Skudi gehabt, und der Aufpasser hatte geglaubt, als er den Polizeihauptmann so vertraut neben ihr sitzen sah, er habe sich mit ihr geeinigt und bekomme vielleicht die Hälfte des Geldes; denn man kann es ja doch einem Beamten nicht übelnehmen, wenn er auch einmal an seine Familie denkt. Natürlich hatte er sie nicht angehalten. Nun war der Agent gekommen und hatte geglaubt, der Hauptmann würde ihm für seine Mühe etwas abgeben,

und als der Hauptmann so tat, als wüßte er von nichts, da war er selbstverständlich beleidigt, was man ihm, wenn man sich auf seinen Standpunkt stellt, doch auch nicht übelnehmen kann.

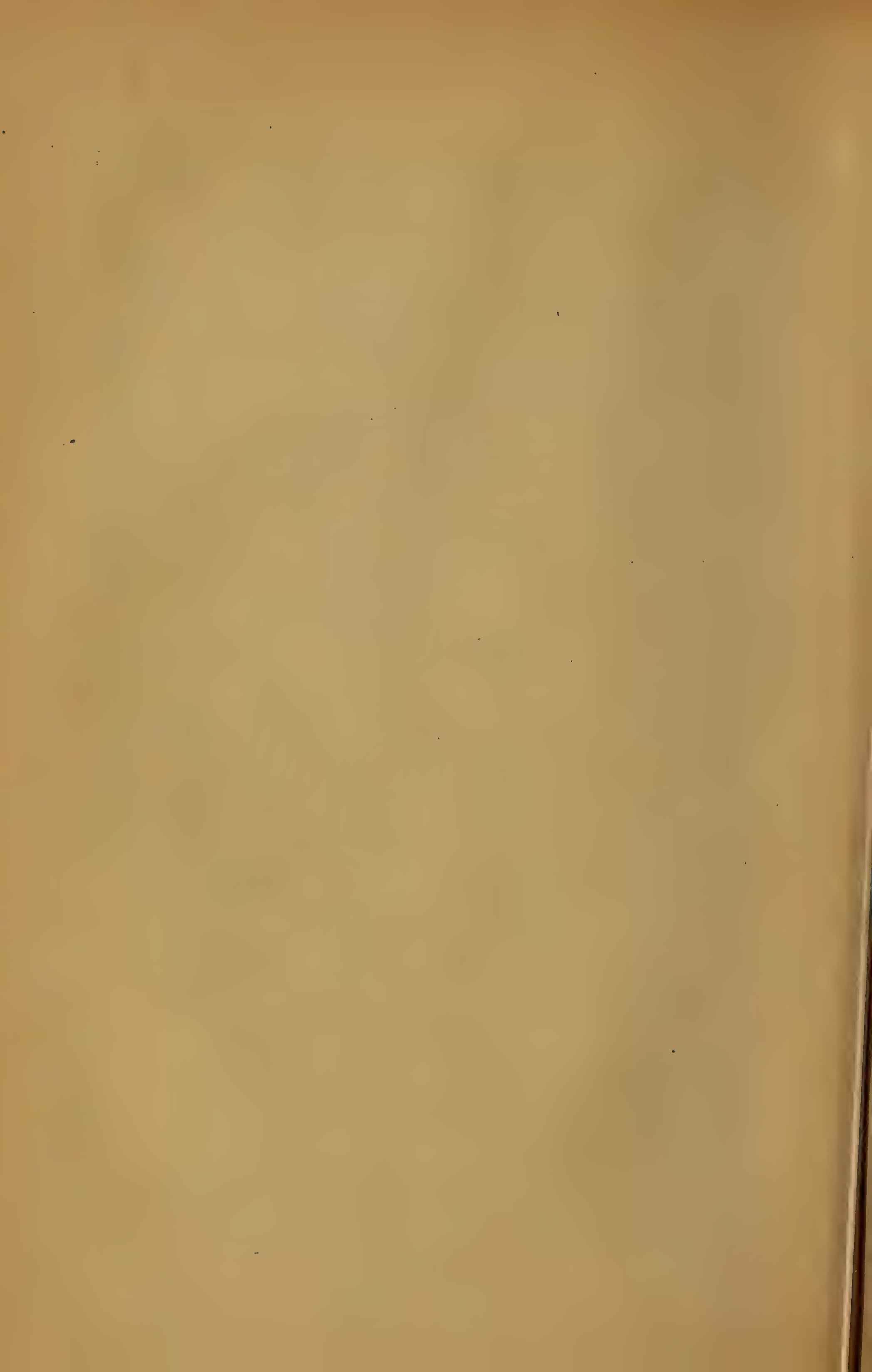
Als nun alles klar wird, gerät der Hauptmann in eine heftige Entrüstung, denn natürlich müssen ihn doch alle seine Untergebenen jetzt für einen unehrenhaften Mann halten, daß er von Colomba das Geld nimmt und ihnen nichts abgibt. Der Agent teilt seine Erbitterung, denn schließlich hatte Colomba die zehntausend Skudi leicht genug verdient, und es wäre wirklich nicht schlimm gewesen, wenn sie der Polizei die Hälfte abgegeben hätte, die doch oft genug ihr gefällig sein muß. Was er über seinen Vorgesetzten denkt, sagt er nicht, aber bekanntlich fällen die Untergebenen im stillen oft scharfe Urteile über die oberen Behörden.

Nun beschließen die beiden, tatkräftig vorzugehen. Der Agent weiß, daß sie ein Kind hat, ein kleines Mädchen von vier Jahren, das bei einer Freundin von ihr untergebracht ist. Es werden Aufpasser an der Straße aufgestellt, die berichten müssen, wenn sie in das Haus geht; und siehe, schon am zweiten Tage kommt ein Aufpasser zum Hauptmann und erzählt, daß sie im Hause ist. Der Hauptmann schnallt seinen Säbel um, setzt seinen Helm auf und eilt zur Stelle. Die Aufpasser werden um das Haus verteilt, damit sie nicht entweichen kann, und nun öffnet er mit einem Ruck die Haustür, steigt gewichtig die Treppe hinauf und verlangt die Öffnung der Wohnung.

Das ganze Zimmer durchsucht er, den Schrank, den Kamin, das Bett; er sieht unterm Tisch nach, aber weder das Kind noch Colomba ist zu sehen. Alles hat ihm die Freundin aufgeschlossen, die Betten hat sie herausgerissen, damit er sieht, daß das Bett leer ist. Dann ringt sie die

Hände und klagt nur immer über die Schande, daß man bei ihr Haussuchung hält, beteuert, daß sie arm, aber ehrlich ist, erzählt, daß ihre Mutter die Amme eines Kardinals war und ihr noch auf dem Sterbebett anbefohlen hat, immer den geraden Weg zu gehen, denn ehrlich währt am längsten, und wen Gott liebt, dem müssen alle Dinge zum besten dienen; sie berichtet, daß sie nur für die feinsten Herrschaften arbeitet, zerrt ein Ballkleid vor, an welchem sie gerade näht, und hält es dem Hauptmann vor die Augen, indem sie ihm die echten Spitzen und die Silberknöpfe zeigt, denn das alles vertraut man ihr an. Der Hauptmann ist verlegen und will gerade grob werden, als er auf einmal, wie die Freundin gerade eine Pause in ihrer Rede machen will, um zum Schluchzen überzugehen, ganz deutlich ein unterdrücktes Kinderweinen hört, das unterm Bett herkommt. Er schiebt die Freundin fort, die immer vor dem Bett steht, die Kissen und Decken, welche herabgerissen sind, kniet pustend nieder und sieht unter die Bettstelle. „Ins Spinnhaus kommst du, du Kanaille!“ ruft er, „endlich haben wir dich erwischt!“ Colomba antwortet nicht. Aber er sieht, wie sie das Kind an sich gepreßt hat, wie das Kind sein Weinen zu verbeißen sucht, er sieht Colombas entsetzte Augen, die auf ihn gerichtet sind, und wie sie das Kind nicht läßt. Da muß er an seine Beppina denken, wenn die Mutter ärgerlich geworden ist und ihn geschimpft hat, und wenn sie dann zu ihm kommt, sich an ihn preßt und die Arme um seinen Hals schlingt; sie ist geradeso groß wie Colombas Kind. Der gute Hauptmann zerdrückt eine Träne der Rührung, richtet sich auf und ruft der Freundin drohend zu: „Diesmal hast du noch Glück gehabt, sie ist uns wieder entwischt. Aber einmal fassen wir dich doch!“ Dann verlangt er grob





eine Bürste; die Freundin eilt, holt mit zitternden Händen die Bürste aus dem Schubfach, kniet selber vor dem Hauptmann nieder und bürstet ihn. Endlich geht Tromba aus dem Zimmer, indem er vor sich hinknurrt: „Verdammte Spitzbubenbande!“ und noch einen letzten drohenden Blick auf die geleitende Freundin wirft.

Noch an demselben Nachmittag verlangt eine verschleierte Dame den Hauptmann in seinem Hause zu sprechen. Die Dame reicht ihm ein verschnürtes und versiegeltes Päckchen, sagt mit verstellter Stimme, daß sie das abgeben solle, und entfernt sich dann wieder. Tromba setzt sich, wendet das Päckchen aufmerksam nach allen Seiten, studiert das Siegel, dann zerschneidet er mit der Papierschere den Bindfaden und wickelt das Papier auf. Das Päckchen enthält fünftausend Skudi.

„Eine anständige Person ist die Colomba doch,“ denkt er bei sich. Dann zählt er tausend Skudi ab, die er für den Agenten und die Aufpasser bestimmt, die übrigen viertausend behält er, und das ist auch in der Ordnung, denn er ist ja doch der Hauptmann und hat die ganze Verantwortung.

---

# Der Umzug

Der Signor* Capponi ist Staatsbeamter. Man weiß, daß die Staatsbeamten der erste Stand sind, und daß sie ihre Würde nach außen hin kundtun müssen; sie müssen das, auch unter den schwersten Opfern. Nur durch äußerste Sparsamkeit und bei größter Umsicht in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten können sie diesen Verpflichtungen genügen. Der Signor Capponi genügt restlos allen Verpflichtungen, welche sein Stand ihm auferlegt; soweit sie drückende Lasten sind, trägt er sie gern, denn er weiß ja, wofür er trägt.

Dem Signor Capponi ist die Verwaltung der öffentlichen Sicherheit in Rom zugewiesen und alles, was mit ihr zusammenhängt; er ist also nicht nur der Vorgesetzte des bekannten Polizeihauptmanns Tromba, sondern er hat auch die Aktenstücke über die Straßenreinigung, die Theater, die gesundheitlichen Einrichtungen, über die Presse, den Pflasterzoll und ähnliches zu behandeln. Er tut das, indem er jeden Morgen pünktlich zehn Uhr auf seiner Amtsstube ist. Dort findet er auf seinem Tisch einen Haufen Akten vor. In jedem Aktenstück ist eine Seite eingeknifft und an der eingeknifften Stelle eine Eingabe eines Gesuchstellers, ein Bericht eines Untergebenen, eine Anfrage aus der Öffentlichkeit oder eine Verfügung des Herrn Ministers eingelegt. Signor Capponi liest Eingabe, Bericht, Anfrage oder Verfügung durch und entscheidet entweder, daß ihm ein Vorgang vorgelegt wird,

* Herr.

oder daß Eingabe, Bericht, Anfrage oder Verfügung zu den übrigen Akten kommt, oder daß man ihm das Stück nach vierzehn Tagen wieder vorlegt, wo sich dann in der Regel die Sache von selber erledigt hat; und so verwaltet er die öffentliche Sicherheit der Stadt Rom und gilt bei seinen Vorgesetzten als ein sehr fähiger Beamter, der selbständig denken kann, und bei seinen Untergebenen als ein liebenswürdiger Vorgesetzter.

Die guten Zustände der öffentlichen Sicherheit in Rom, die man dem Signor Capponi verdankte, hatten unter anderem die Bautätigkeit lebhaft angeregt; dadurch waren sehr viel mehr Pferde in die Stadt gekommen als sonst; und infolge der den Pferden eigentümlichen Äußerungen, welche auf den Straßen liegen blieben, da kein Aktenstück bestand über die Beseitigung derselben, hatten sich die Sperlinge außerordentlich vermehrt. — Die Sperlinge waren eine Plage geworden und hatten verschiedentlich Eingaben veranlaßt von jungen Leuten, deren Erbtanten die Sperlinge fütterten und so die Erbschaft verringerten, und Anfragen gereizter älterer Damen, welche sich über die Störung ihres Morgenschlafes beklagten. Der Registrator hatte bereits eine Akte „Sperlinge betr." angelegt, in welche alle diese Schriftstücke eingeheftet wurden; Signor Capponi hatte bis jetzt sich diese Akte immer nur noch alle vierzehn Tage vorlegen lassen mit Bericht des Hauptmanns Tromba, ob die Sperlinge noch vorhanden seien, und hatte sich eine Verfügung aufgespart. Endlich kam vom Ministerium ein längeres Schreiben, in welchem ausgeführt war, daß ein Gelehrter ein dickes Buch verfaßt hatte über die Schädigung des Nationalwohlstandes durch die Sperlinge, und Signor Capponi zum Bericht darüber aufgefordert wurde, was er bis jetzt gegen die Sperlinge getan habe. Signor

Capponi verfügte auf dem Schreiben, daß ihm ein Vorgang vorgelegt werde, der Registrator suchte mehrere Tage lang und fand endlich zwei Verfügungen gegen die Krähen, von denen die eine vor hundert, die andere vor etwa hundertfünfzig Jahren erlassen war. Es waren in beiden Preise ausgesetzt von einem Soldo, und zwar in der einen Verfügung für zehn Köpfe und in der andern für zehn Paar Füße von Krähen. Signor Capponi nahm an, daß man bessere Mittel zur Bekämpfung der Plage seitdem nicht gefunden habe, faßte die beiden Verfügungen in eine zusammen und erließ eine Bekanntmachung, zur Vertilgung der beschwerlichen Sperlinge solle jedem, der zehn Köpfe oder zehn Paar Füße von Sperlingen bringe, ein Soldo gezahlt werden. Dann beantwortete er das ministerielle Schreiben, daß ein Preis ausgesetzt sei auf die Vertilgung der Sperlinge, und daß er sich nach den Erfahrungen früherer Zeiten von dieser Maßnahme Erfolg verspreche. Dem Minister wurde die Antwort vorgelegt, er las sie und verfügte, daß sie ihm nach vierzehn Tagen wieder vorzulegen sei mit Bericht über den Erfolg der Maßnahmen.—Selbstverständlich hatte sich Signor Capponi bei der Verfügung gar nichts gedacht, er hatte niemanden mit ihr schädigen wollen. Die linksstehende Presse griff aber die Sache auf, bezichtigte ihn

der Verschleuderung öffentlicher Gelder und verlangte stürmisch seine Entlassung vom Amt.

Der Minister beschied den Signor Capponi zu sich und empfing ihn recht ungnädig. Er sagte ihm, er begreife auch nicht, was die Presse an der Verordnung zu tadeln finde, aber die erste Pflicht eines Beamten sei, daß sein Name nicht in den Zeitungen genannt werde; er zeigte ihm mit bewegten Worten die Untergrabung der Staatsautorität, die er durch seine Handlungsweise verursacht habe, und entließ ihn mit der Mitteilung, daß er als Landrat nach Ariccia* versetzt sei, wo keine Zeitungen erscheinen.

Also Signor Capponi mußte nach Ariccia umziehen.

Ein Umzug ist bei der Unzuverlässigkeit der Umzugsleute immer ein schwieriges und kostspieliges Unternehmen, besonders für einen Staatsbeamten. Signor Capponi hatte selber schon viele Erfahrungen über Umzüge gesammelt und von seinen Amtsgenossen, denn die Gespräche mit diesen betrafen ja hauptsächlich derartige Gegenstände, vieles gehört, das andern geschehen war.

Er beschloß, mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen. Zunächst zog er sich die Wohnungen aller Umzugsunternehmer in Rom aus. Dann setzte er einen Brief auf, in welchem er den Ort woher und den Ort wohin, die Zahl der Treppen, Zahl und Größe der Möbelstücke und die Zahl der notwendigen Kisten einerseits für zerbrechliche, andererseits für unzerbrechliche Gegenstände genau angab und verbindlichen ausführlichen Voranschlag verlangte mit Sicherung für gute Ankunft der Möbelstücke, inbegriffen die Füße der Schränke und Truhen, sowie für pünktliches Einladen, Fahren, Ausladen und Aufstellen.

* Ein kleiner Ort in der weiteren Entfernung von Rom.

Diesen Brief ließ er so oft abschreiben, wie es Umzugsunternehmer gab, und erwartete nun die Angebote.

Die Angebote kamen mit begleitenden Briefen, in welchen sich die Betreffenden geehrt fühlten durch das Vertrauen, das Signor Capponi ihnen schenkte; die Angebote schwankten zwischen einigen hundert und einigen tausend Skudi.

Signor Capponi traf seine erste Auswahl, indem er alle Angebote mit dreistelligen Zahlen ohne weiteres zurücklegte. Unter den übrigbleibenden Angeboten traf er die engere Auswahl, indem er nach näherer Untersuchung der Höhe des Angebotes Brief und Angebot genauer durchlas, um ein Urteil über die Zuverlässigkeit des Mannes zu gewinnen. Es stellte sich heraus, daß im ganzen vier Umzugsunternehmer besonderer Unterhandlungen würdig schienen, welche die billigsten Angebote gemacht hatten und einen vertrauenswürdigen Eindruck machten.

An diese vier schrieb er nun zunächst gleichlautende Briefe, daß er noch ein anderes Angebot bekommen habe, welches um die Hälfte niedriger sei, daß er aber, wenn der Unternehmer von seiner Forderung entsprechend nachlassen wolle, ihn vorziehen werde, weil er ihm von maßgebender Seite warm empfohlen sei. Die Unternehmer antworteten, und es entspann sich ein angeregter Briefwechsel.

Von diesem Briefwechsel hörte Lange Rübe. Der Signor Capponi war durch die Geschichte mit den Sperlingen aus der Zeitung bekannt, und er dachte sich, daß er mit ihm ein Ding drehen* könne. Er zog seinen besten Anzug an und machte dem Signor seine Aufwartung.

* „Ein Ding drehen", in der Spitzbubensprache = einen Gaunerstreich ausführen.

Wir wollen das Gespräch nicht im einzelnen berichten. Lange Rübe muß mit Bedauern zugeben, daß sich in das Umzugsgeschäft unlautere Elemente eingeschlichen haben, er findet, daß die Hauptsache eine saubere, genaue Arbeit ist, eine Arbeit, wie sie bei ihm geliefert wird, und eine preiswerte Arbeit, denn ihm liegt daran, seine Kunden zu behalten, und wer einmal mit ihm umgezogen ist, der zieht immer mit ihm um, und er kann mit bestem Wissen sein Geschäft empfehlen, er macht jeden Umzug zehn Prozent billiger als die Konkurrenz, und wenn er einmal bei einem Umzug nichts verdient, dann rechnet er sich die Ehre, die ist auch etwas wert, und er findet die Forderungen der vier Männer, mit denen Signor Capponi in Briefwechsel steht, übertrieben, bei ihm ist der Grundsatz, großer Umsatz und kleiner Gewinn, und kurz und gut, er macht auf den Signor Capponi einen zwar etwas beschränkten, aber treuherzigen und zuverlässigen Eindruck, denn er verlangt nach langem Handeln endlich einen Preis, der seine eigenen Unkosten nicht decken kann; aber das ist seine Sache, man muß von einem Geschäftsmann verlangen, daß er rechnen kann, und der Kunde hat keine Veranlassung, den Vorteil des Geschäftsmannes im Auge zu haben. Signor Capponi schließt also mit Lange Rübe ab.

Am andern Morgen erscheint der Umzugswagen, Lange Rübe erscheint mit Pietrino und einigen andern Freunden, und die Verladung beginnt. Die Familie Capponi ist entzückt, die Umzugsleute gehen auf alle ihre Wünsche ein und sind von ausgesuchter Höflichkeit; sie nehmen eins, zwei, drei die schweren Schränke in ihre Gurten und bringen sie die Treppe hinunter in den Wagen, sie laden sich die schweren Kisten auf den Rücken und tragen die Waschgeschirre sorgfältig im Arm; sie

verladen mit Sachkunde und stopfen überallhin Tücher, daß die guten Möbel sich nicht reiben, sie sind begeistert über die schöne Einrichtung und finden, daß sie bei einer so feinen Herrschaft noch nie umgezogen haben. Wie alles eingeladen ist, schließt Signor Capponi den Wagen und steckt den Schlüssel in die Tasche, dann reicht er Lange Rübe ein Trinkgeld zum Verteilen an die Leute, und er selber, seine Gattin und die drei Kinder erhalten jedes besonders die Danksagungen und Segenswünsche der Beschenkten; dann trennt man sich, denn die Familie wird nach Ariccia vorausfahren, der schwere Wagen wird in zwei Tagen nachkommen.

Der Signor Capponi ist überzeugt, daß nichts geschehen kann, weil er den Schlüssel in der Tasche trägt, und ein zweiter Schlüssel nicht vorhanden ist, wie ihm Lange Rübe auf Befragen erklärt hat, denn sonst hätte er den zweiten Schlüssel selbstverständlich auch verlangt.

Wie er nun mit seinen Angehörigen in Ariccia angekommen ist, da wartet er die zwei Tage: am Abend des zweiten Tages geht er auf die Landstraße, legt die Hand über die Augen und blickt angestrengt ins Weite; der Wagen kommt nicht. Er geht nach Hause zurück, sieht nach einer Stunde noch einmal nach, der Wagen ist noch immer nicht zu sehen. Die Dunkelheit kommt, der Wagen ist noch immer nicht da. Er denkt, daß die Leute die letzte Strecke nicht haben im Dunkeln fahren wollen, denn wenn dem Wagen etwas geschieht, dann ist das Geschirr zum mindesten hin, und er hat ihnen das Geschirr noch besonders auf die Seele gebunden; er steht also am andern Morgen früh auf, denn er nimmt an, daß die Leute noch eine weitere Nacht unterwegs geschlafen haben und nun im Morgengrauen kommen, was ja auch

den Vorteil hat, daß man gleich ans Auspacken gehen kann. Aber die Leute kommen wieder nicht.

Kurz und gut, der Wagen ist verschwunden. Erst nach langer Zeit stellt sich heraus, daß ihn Lange Rübe in die große Versteigerungshalle gebracht hat, wo er dem Vorsteher sagt, daß es sich um einen ganzen Nachlaß handelt, den die Erben schnell unter den Hammer bringen wollen; der Vorsteher hat sofort auspacken lassen und am nächsten Tag gleich die Versteigerung angesetzt. Signor Capponi hat nie wieder etwas von seinen Sachen zu sehen bekommen.

Er macht eine Eingabe an das Ministerium, daß ihm sein Verlust ersetzt wird, da er ja dienstlich verursacht ist, denn wenn er nicht Landrat in Ariccia geworden wäre, so hätte er seine Sachen noch. Und da er ein fähiger Beamter ist, der selbständige Entscheidungen treffen kann, ein Mann, wie man ihn selten findet, so wird sein Antrag genehmigt, und er erhält den Schaden in bar vergütet.

---

3*

# Die Brüder

Vor Jahren hatte ein Messer Rodolfo gelebt, ein Mann von fröhlicher Gemütsart, der sich gern einen guten Tag machte und auch andere Leute leben ließ. Er selber war arm gewesen, aber er hatte eine reiche Frau geheiratet, weil er ein hübscher junger Kerl gewesen war; diese Frau war in ihrer Gemütsart jedoch das gerade Gegenteil von ihm gewesen, nämlich griesgrämig, neidisch und filzig. Wie es nun mit allen Menschen geschieht, daß sie sterben müssen, so war dann erst die Frau verblichen, nachdem sie ihren Mann noch das letztemal ausgezankt hatte, weil er immer die Haare beim Haarschneider nicht mitnahm, die man doch an die Maurer verkaufen kann, in den Mörtel zu mengen; und dann hatte der Mann noch eine Weile verstört in einer Kneipe gesessen, hatte seinen Freunden unter Tränen erzählt, eine wie glückliche Ehe er mit seiner Seligen geführt, und war ihr endlich in das ewige Leben nachgefolgt. Aber nicht von diesen beiden handelt die folgende Geschichte, sondern von ihren Söhnen.

Diese waren in ihrem Wesen der Mutter nachgeschlagen, und da sie dergestalt frühzeitig einsahen, daß das Geld eine sehr wichtige Macht im menschlichen Leben ist, so hatten sie sich einen Beruf gewählt, bei dem sie mit leichter Mühe sehr viel verdienen konnten; sie waren nämlich Pfandleiher geworden.

Durch diesen Beruf waren sie bei den Leuten sehr bekannt, und deshalb hatte jeder von ihnen einen Namen

bekommen, mit dem man sie nannte, wenn man von ihnen sprach, und zwar wurde der eine Messer Judas genannt und der andere Messer Ischariot. Die Meinungen darüber, wie sie zu diesen Namen gekommen, waren geteilt. Einige glaubten, die armen Leute verstünden wenig Theologie und dächten, Judas und Ischariot seien zwei verschiedene Männer gewesen; andere wieder sagten, die Leute haben mit den Namen einen Witz machen wollen, weil nämlich die beiden Brüder sich so ähnlich sahen, daß man sie für einen halten konnte, denn sie hatten beide rasierte, schmale und faltige Gesichter, einen Mund, der aussah wie ein Geldbeutel da, wo er mit der Schnarre zugezogen ist, eine Nase, die nicht zum Riechen, sondern zum Raffen gemacht schien, und eine höckerige Stirn mit vielen Pusteln.

Man sagt ja, daß Menschen, welche einander zu ähnlich sind, sich schlecht vertragen, weil der eine immer dasselbe haben will wie der andere. So gerieten auch die beiden Brüder oft in Streit, indem nämlich jeder dem anderen vorwarf, er verschwende. Sie führten ja getrennte Wirtschaft; wenn einer ein halbes Pfund Bohnen kaufte, dann bezahlte er selber, zählte die Bohnen und schloß sie fort, und eigentlich konnte ja jedem gleichgültig sein, was der andere mit seinem Geld machte; aber es war nun einmal so, daß Messer Judas höhnische Bemerkungen über Feinheit und Vornehmheit von sich gab, wenn Messer Ischariot sich einen neuen Hosenboden einsetzte, anstatt das Loch einfach zu stopfen und das Stück Zeug für den Boden noch aufzuheben, und daß Messer Ischariot über Unenthaltsamkeit sprach, wenn Messer Judas überlegte, ob er sich noch ein Stück Brot abschneiden solle. Wir wollen kurz sein: im Lauf der Zeit verfeindeten die beiden sich so, daß sie auseinanderzogen, und zwar ging

Messer Judas gleich aus Rom fort und mietete sich eine Kammer in Orvieto, weil ein Gevatter ihm gesagt hatte, daß die Leute in Orvieto leichtsinnig sind und vor den Festen alles versetzen, um Kuchen zu backen. Orvieto liegt zwei Tagereisen von Rom entfernt, und die Brüder hatten sich tödlich verfeindet; so vergingen denn Jahre und Jahrzehnte, ohne daß einer etwas vom andern hörte. Dergestalt wurden sie beide alte Männer, blieben unbeweibt und unbekindet, die Runzeln um den Mund wurden immer tiefer und die Nase immer spitziger; und als sie in diesem Zustand waren, da ereignete sich mit ihnen die Geschichte, die hier erzählt werden soll.

Man kann sich denken, daß Lange Rübe bei seinem Geschäft oft einen Pfandleiher braucht. Lebensmittel werden gegen Bescheinigung an den allgemeinen Verband der Spitzbuben abgegeben; wenn man Schmuck hat, so nimmt man die Steine heraus, schmilzt das Gold ein und verkauft beides getrennt an den Juwelier Matteo, von dem man auch den falschen Schmuck bezieht; Kleidungsstücke, Betten und dergleichen werden zu guten Preisen von den Trödlern abgenommen; Kupfer, Messing, Blei verkauft man an das Arsenal seiner Heiligkeit; aber wenn man nun etwa Elfenbeinschnitzereien hat oder kostbare Kristallsachen oder Stickereien, da braucht man eben den Messer Ischariot.

Gegen Geschäftsfreunde unternimmt man nichts; es würde als unanständig gelten, wenn man bei ihnen ein Ding drehen wollte. Aber natürlich muß da auch Gegenseitigkeit herrschen. Messer Ischariot kann sich wirklich nicht beklagen, wenn man keine Rücksichten nimmt; er ist ein Gauner, ein Blutsauger, ein Bedrücker, ein Wucherer, ein Halunke mit einem Wort.

Also Pietrino kommt zu Messer Ischariot. Pietrino

ist erst seit kurzem dem Verband beigetreten; er ist deshalb dem Messer Ischariot noch unbekannt.

Pietrino kommt, mit Staub bedeckt, verschwitzt und matt, am Abend, als Messer Ischariot nach einem spähenden Blick straßenauf und -ab eben sein Haus schließen will, damit seine späten Besucher ungestört sind; er grüßt und fragt, ob er die Ehre habe, seine Exzellenz, den Messer Ischariot zu sprechen; der lüpft das Käppchen und erwidert freundlich: „So nennen mich allerdings die Leute, mein eigentlicher Name lautet ja anders. Aber was führt Euch zu mir, mein Freund?" Nun beginnt Pietrino zu erzählen, er solle keinen Schreck kriegen, und es sei am besten, wenn er sich vorher auf einen Stuhl setze, und er sei ein Hausschlächter aus Orvieto, gerade in der Ecke am Dom wohne er, ein neues Haus, und sehr bequem, die Abtritte seien nach der neuesten Mode angelegt, der Wirt habe sich aber verbaut, er werde nie die Verzinsung herausbekommen, das hat man davon, wenn man zu gut baut, und Messer Judas hat ihm das auch gesagt, noch am Abend vor seinem Tode hat er es ihm gesagt . . . und nun fährt er fort, den Tod des Messer Judas zu schildern, und daß Messer Judas immer nach seinem Bruder gerufen hat, und daß er eines seligen Todes verstorben ist, denn er hat dem Priester angegeben, wo seine Bücher liegen, und hat gesagt, daß alle Zinsen, die er genommen hat, zurückgezahlt werden sollen, und wenn die Leute gestorben sind, dann sollen die Erben das Geld erhalten, und dann hat ihn der Priester absolviert, und so erzählt er weiter.* Messer Ischariot hat zuerst erstarrt vor ihm gestanden, dann hat er vor Ver-

* Nach der Lehre der katholischen Kirche war damals jeder Zins als Wucher verboten, und Wucherer wurden nicht absolviert, wenn sie nicht vorher das Erwucherte zurückerstatteten.

zweiflung sein Käppchen abgerissen und auf die Erde geworfen, und nun schreit er: „Verrückt ist er gewesen! Das Geld gehört mir! Ich bin sein Erbe! Wie kann er das Geld an die Leute zurückgeben lassen? Bezahlt ist bezahlt! Heute noch gehe ich nach Orvieto! Ich verklage den Priester! Mein Bruder hat es nicht schriftlich hinterlassen! Der Priester hat überhaupt gelogen, er will das Geld nur für sich behalten!" So tobt Messer Ischariot, Pietrino aber nickt, gibt ihm eifrig recht, erklärt, daß die Priester immer bei den Sterbenden stehlen, erzählt dann, daß er sich gleich auf den Weg gemacht hat, wie alles bekannt geworden war, aus Liebe zu Messer Ischariot, und aus Gerechtigkeitssinn, denn er hat sich gesagt, daß Messer Ischariot der Erbe ist, und nicht das leichtsinnige Volk, das seine Betten versetzt, um Kuchen zu backen, und in Viterbo hat er übernachtet in der „Goldenen Gans", denn die „Goldene Gans" ist der billigste und beste Gasthof in Italien, und Pietrino ist ein armer Mann, denn was kann ein Hausschlächter verdienen heutzutage? Das knappe Leben, weiter nichts. Einen neuen Anzug kann er sich nicht bestellen. Aber der Messer Ischariot ist ein edler Mann, er wird ihm die Unkosten bezahlen und den Arbeitslohn, zwei Tage her und zwei Tage zurück; denn nun wird doch die Erbschaft gerettet, und die Möbel und das Bett, ein gutes Bett, und so will er weiter reden. Messer Ischariot aber sagt, er habe ihm nichts aufgetragen seines Wissens, und was er nicht verlangt habe, das brauche er nicht zu bezahlen, aber er danke ihm vielmals für die Nachricht, und er habe edel gehandelt, denn er habe die Gerechtigkeit unterstützt, und Gott werde ihn belohnen. Damit schiebt er den guten Pietrino vom Haustritt und schließt seine Tür.

Nun muß man wissen, daß zu der gleichen Zeit in

Orvieto Lange Rübe mit Messer Judas spricht und dem erzählt, sein Bruder Ischariot sei gestorben, und alles weitere so erzählt wie Pietrino, so daß auch Messer Judas sich entschließt, zu reisen, um Verwahrung einzulegen und die Erbschaft des Bruders für sich zu verlangen.

So schließen denn in der Frühe Messer Ischariot in Rom und Messer Judas in Orvieto Kisten und Kasten, verstecken Geld und Schmuck unterm Bett, wo eine Diele lose ist, und machen sich auf den Weg, der eine nach Rom und der andere nach Orvieto. Während sie aber so pilgern mit rachedürstendem Herzen und sich überlegen, wie sie die Priester recht kränken können, haben Pietrino in Rom und Lange Rübe in Orvieto Zeit und Muße, ihre Wohnungen genau zu durchsuchen, und Geld und Wertsachen und was sonst noch sich des Mitnehmens lohnt, in Sicherheit zu bringen.

Mitten auf dem Wege zwischen Rom und Orvieto liegt Viterbo. Hier müssen die Brüder haltmachen. Pietrino wie Lange Rübe haben von der „Goldenen Gans“ gesprochen, die beiden Brüder erkundigen sich unterwegs bei anderen Wandersleuten und erfahren, daß wohl auch der „Blaue Engel“ gut sei und der „Heilige Geist“, aber so billig wie die „Goldene Gans“ sind sie nicht; und so beschließt denn jeder von beiden ein Übereinkommen mit dem Wirt zu treffen und in der „Goldenen Gans“ zu übernachten. Messer Judas ist etwas früher in Viterbo als sein Bruder; er handelt um das Nachtlager und wird in das Zimmer mit den Betten gewiesen; der Wirt denkt, daß er noch einmal in die Gaststube kommen wird, um auch etwas zu verzehren, und empfiehlt Kuttelflecke, saure Bohnen und Kaninchenpfeffer; aber Messer Judas behauptet, er habe einen schwachen Magen, holt ein Stück Brot aus der Tasche, geht in den Hof, setzt

sich auf den Brunnenrand, verzehrt sein Brot und trinkt Wasser dazu. Dann steigt er wieder nach oben, zieht seine Kleider aus, legt sie ordentlich auf den Stuhl neben seinem Bett, versteckt seine Geldtasche unter dem Kopfkissen, streckt sich müde aus und zieht die Bettdecke über die Ohren. Zwei Stunden später kommt Messer Ischariot. Auch er ißt auf dem Brunnenrand das mitgebrachte Brot und trinkt dazu Wasser; es ist inzwischen Nacht geworden, aber der Mond scheint hell; er geht die Treppe hinauf in das Schlafzimmer, entkleidet sich und will mit behaglichem Gähnen im Hemd in sein Bett steigen; dabei stützt er sich auf die Stuhllehne, der Stuhl aber ist wurmstichig und bricht mit einem großen Krach zusammen. Messer Judas erwacht und sieht im Mondschein eine weiße Gestalt im Zimmer stehen, die sein Bruder Ischariot ist. Blitzschnell durchzuckt es ihn, daß Ischariot aus dem Fegefeuer kommt, um ihm Vorwürfe zu machen, weil er gegen die Rückerstattung der Zinsen Verwahrung einlegen will; die Haare sträuben sich ihm, er stürzt aus dem Bett und stößt



einen fürchterlichen Schrei aus. Nun sieht Messer Ischariot den Bruder im weißen Hemd, der Schrei geht ihm durch Mark und Bein, er denkt dasselbe von seinem Bruder, was der von ihm gedacht hat, und stößt einen ebensolchen Schrei aus.

Der Wirt, der Hausknecht, der Kutscher stürzen in das Zimmer, die Wirtin und die Mägde halten sich im Gang vor der Tür. Messer Ischariot und Messer Judas stehen einander im Hemd gegenüber, starren sich entgeistert an und schreien fortwährend. Der Hausknecht und der Kutscher aber sind verständige Menschen. Jeder geht auf einen Mann zu, hebt ihn auf und trägt ihn aus dem Zimmer. Messer Ischariot wird im Schlafgemach der Wirtsleute untergebracht, Messer Judas im guten Fremdenzimmer, das sonst nur für die vornehmen Gäste benutzt wird, welche eine Schlafstube für sich allein haben wollen. Eine Magd hat den Arzt geholt; dieser läßt sie auf jeden Fall beide zur Ader, damit etwas geschieht, und spricht von einer plötzlichen Gehirnhautentzündung.

Geizhälse haben ein zähes Leben; die beiden lagen eine Woche in heftigem Fieber und erholten sich dann allmählich. Als jedem klar wird, daß der andere kein rächendes Gespenst aus dem Fegefeuer ist, sondern noch lebt, da kommt ihnen der Gedanke, daß eine Spitzbüberei hinter der Geschichte stecke, und die Angst um ihr Vermögen, das sie unbeschützt zu Hause gelassen, beschleunigt ihre Genesung. Sie müssen große Kosten für Arzt, Apotheker und Pflege bezahlen und können ziemlich gleichzeitig an ihren Ort zurückreisen; in den Kämpfen, welche sie um die Höhe der Rechnungen führten, hatten sie ihren alten Groll vergessen und sich ausgesöhnt; und als sie nun zu Hause ihre Wohnungen leer finden und sich sagen, daß sie um das Wiedererwerben des Verlorenen doch am

billigsten und aussichtsreichsten sich zusammen bemühen würden, da zieht Messer Judas wieder nach Rom zurück, und die beiden Brüder leben wieder zusammen.

Sie beschweren sich beim Verband, und der Verband, geschmeichelt, daß sie nicht zum Polizeihauptmann Tromba gegangen sind, verspricht, ihnen ihr Recht zu verschaffen. Aber nicht umsonst haben die Gauner und Spitzbuben täglich mit den Gerichten zu tun; Lange Rübe und Pietrino wissen ihre Verantwortung, ihre Gegenklagen, die Beweisführungen für die Gegenklagen hinauszuziehen, sie versäumen Termine und lassen neue Termine anberaumen, legen Berufungen ein und verlangen immer neue Zeugen; die Monate vergehen, die Jahre verstreichen, die beiden Brüder sind ja nicht mehr jung, sie werden immer magerer, spitziger, grimmiger; der Kummer nagt an ihren Herzen; die gekittete Freundschaft geht wieder auseinander, und sie tun sich gegenseitig jedes Herzeleid an. Man sagt, wenn man zwei Ratten zusammensperrt und ihnen nichts zu fressen gibt, dann frißt endlich die stärkere die schwächere auf; dadurch ist die überlebende dann auf den Geschmack gekommen, und wenn man sie nun frei läßt, so stürzt sie sich draußen auf alle anderen Ratten, die sie fangen kann, und verzehrt sie. Das soll ein probates Mittel der Kammerjäger sein. Die beiden Brüder sind umgekehrt wie zwei Ratten, die früher von ihresgleichen gelebt haben und nun, weil sie ja doch wegen ihrer Armut nicht mehr auf Pfänder verleihen können, sich gegenseitig anfallen. Aber sie sind gleich stark, keiner kann den andern unterkriegen, und so bleibt ihnen denn nichts weiter übrig, als zu gleicher Zeit zu sterben.

Lange Rübe und Pietrino feiern ihr Begräbnis, indem sie dem Verband ein großes Essen geben. Das Fest ist im Volk bekannt geworden; und so erwählen denn die Leute,

welche bei Messer Judas und Messer Ischariot immer geborgt haben, Abgeordnete, um Lange Rübe und Pietrino ihren Dank auszusprechen für die schöne Rache, die sie für alle genommen haben. Die Gauner sitzen am Tisch, jeder hat sein großes Stück Braten auf dem Teller und seinen Knochen in der Hand, den er benagt, alle glänzen im Gesicht von Fett, Schweiß und Glück, der Wein ist über die Platte geflossen und tropft auf die Erde, unterm Tisch beißen sich die Hunde und bekommen zuweilen einen Tritt, es wird geschrien, gelacht und gesungen; die Abgeordneten treten auf mit einem großen Lorbeerkranz und halten ihre Rede; es wird ihnen zugetrunken und zugerufen; der Vorsitzende erhebt sich und ladet sie ein, an der Feier teilzunehmen.

Man sitzt lange zusammen; zuletzt ist man gerührt, ein Abgeordneter schlägt vor, Messer Judas und Messer Ischariot hochleben zu lassen; sie sind zwar tot, aber ihnen verdankt man doch schließlich die schöne und würdige Feier. Alle, die noch stehen können, erheben sich, die Gläser klingen zusammen, eine tiefe Stille entsteht in der Versammlung, und gerührt denkt jeder der beiden Verblichenen.

---

# Die Uhr

Es gibt manche Berufe, von denen die Leute überzeugt zu sein pflegen, daß sie mangelhaft ausgeführt werden. Zu ihnen gehört der Dienst der Diplomatie und der Polizei. Diejenigen Männer, welche am meisten mit den Vertretern dieser Berufe zu tun haben, haben diese Ansicht am meisten; das sind für die Diplomatie die Militärs und für die Polizei die Juristen.

Wie das eigentlich zusammenhängen mag, kann uns ziemlich gleichgültig sein.

In Rom erwerben natürlich viele Juristen an den verschiedenen Gerichten des Heiligen Vaters ihre Nahrung; die meisten von ihnen haben mit der Polizei nichts zu tun, da sie sich mit den bedeutendsten Angelegenheiten der Christenheit beschäftigen müssen. Aber auch die Bürger der Stadt selbst, die ja an denselben Schwächen leiden wie die übrigen Menschen, müssen selbstverständlich angeklagt und verurteilt werden können, wenn sie morden, stehlen, unterschlagen oder rauben, und deshalb sind für sie zwei Stadtrichter eingesetzt, nämlich die Richter Matta und Brava, und diese haben sich natürlich ihr Urteil über die Polizei im allgemeinen und die Polizei des Heiligen Vaters im besonderen — vertreten durch den Polizeihauptmann Tromba — gebildet.

Seit alten Zeiten beherrscht die beiden Stadtrichter ein Gegensatz. Wenn der erste Richter zu einer Ansicht gekommen ist, so pflegt der zweite Richter die entgegengesetzte Ansicht zu wählen. Die beiden sind sich im Range

gleich; der erste hat nur den Vorzug des höheren Alters, und diesem verdankt er denn, daß er die Ansichten zu bestimmen hat, der zweite muß sich ja natürlich nach ihm richten, denn da er den Gegensatz vertritt, so ist seine Ansicht durch die Wahl des anderen schon mitgewählt. Ist der ältere Richter gestorben, so rückt der zweite natürlich in seine Stelle auf.

Der Richter Matta, der zurzeit erster Stadtrichter ist, hat sich hinsichtlich des Polizeihauptmanns Tromba die für einen Richter an sich natürliche Meinung gebildet, daß er dumm sei, und daher hält ihn der Richter Bravo also für einen sehr fähigen Beamten.

Es haben in der letzten Zeit einige Vorfälle stattgefunden, welche die Ansicht Mattas zu bekräftigen scheinen. Matta spricht schon laut aus, daß er beim nächsten Fußkuß, den der Heilige Vater ihm gewährt, auf Tromba die Sprache bringen wird. Der Heilige Vater liebt alle seine Untertanen gleichmäßig, und natürlich liebt er auch Tromba; aber man hält es in weiten Kreisen doch nicht für ausgeschlossen, daß Tromba das bekommt, was man eine Nase nennt.

An dem Wohlergehen der Polizei haben begreiflicherweise die Spitzbuben ein besonderes Interesse. Man wird sich also nicht verwundern, wenn an den Sonntagabenden, wo sie gesellschaftlich zusammenzukommen pflegen, bei ihnen viel über Tromba, seine Nase und Matta gesprochen wird. Lange Rübe erklärt, daß man die Pflicht habe, Tromba beizustehen. Tromba habe sich den Spitzbuben gegenüber immer als Ehrenmann benommen, und wenigstens er, Lange Rübe, sei auch ein Ehrenmann und fühle sich ihm verpflichtet. Einige Herren behaupten zwar, ihnen könne gleichgültig sein, was mit Tromba geschehe, aber die Haarige Martha, die erste Hehlerin, stellt sich

auf die Seite der Langen Rübe und sagt, ihr sei in ihrem Geschäft mehr an der Anständigkeit der Polizei gelegen als den anderen Herrschaften, und sie sage sich, wenn etwa Tromba seine Stelle verliere, so wisse man nicht, wer für ihn komme. Lange Rübe hat sich schon einen Plan ausgedacht; er nimmt einen Kollegen als Gehilfen mit und geht gleich am Montag vormittag an die Arbeit.

Der Sitzungssaal des Stadtgerichtes enthält eine große Sehenswürdigkeit, eine der Sehenswürdigkeiten Roms, die von den reisenden Engländern immer aufgesucht wird, nämlich eine künstliche Uhr. Wenn sie die Viertel schlägt, so kommt auf der einen Seite ein Sbirre zum Vorschein, welcher einen Spitzbuben beim Kragen nimmt und auf die andere Seite durch ein Tor abschleppt. Wenn sie halb schlägt, so steigt aus dem Boden ein Richter auf seinem Stuhl und zwei Parteien vor ihm mit ihren Advokaten; der Richter erhebt den Finger, die Advokaten öffnen den Mund, die Parteien drehen sich um sich selber, und dann verschwinden alle. Bei den vollen Schlägen aber tritt oben aus dem Werk eine Justitia* und bläst in eine Trompete. Dann erhebt sich ein Schafott aus dem Boden mit dem Scharfrichter, welcher das Beil in der Hand hält, dem armen Sünder, dem Richter und den Sbirren. Der Richter erhebt die Hand, und der Scharfrichter schlägt so oft zu, wie es Stunden sind. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck es auf den Heiligen Vater machte, wenn diese Uhr plötzlich gestohlen wäre.

Die Gerichtsstunden sind nun so verteilt, daß Matta den Saal am Vormittag benutzt, und Brava am Nachmittag. — Am Montag vormittag hat Matta gerade einen Taubenprozeß. Ein Taubenprozeß ist für einen Richter ungefähr das, was für einen Priester die Bekehrung

* Göttin der Gerechtigkeit.

eines Geizhalses ist oder für einen General der Übergang über einen Fluß, auf dessen anderem Ufer der Feind steht. Matta ist also in sehr gereizter Stimmung.

Plötzlich erscheinen zwei Handwerker im Saal, grüßen, holen einen Tisch und stellen ihn unter die Uhr, setzen einen Stuhl darauf; der eine der Leute steigt hoch und macht sich an der Uhr zu schaffen, der andere betrachtet aufmerksam, wie der erste arbeitet, und richtet bisweilen einen ermutigenden Zuruf an ihn.

Matta rutscht eine ganze Weile nervös auf seinem Richtersitz hin und her. Der Advokat des Klägers hält eine Tüte Anis* hoch und spricht von den sittlichen Grundlagen des Staates und dem Schutz des Privateigentums, selbst wenn das Privateigentum nur eine scheinbar so unbedeutende Sache ist wie eine Taube, denn es kommt eben auf das Prinzip an. Matta hat schon lange nur mit halbem Ohr zugehört; jetzt unterbricht er den Advokaten und schreit die beiden Arbeiter an, was sie an der Uhr zu tun haben.

Lange Rübe, denn das ist der Mann, der oben an der Uhr wirkt, entschuldigt sich und sagt, der Herr Stadtrichter Brava habe seinem Meister aufgetragen, die Uhr nachzusehen, weil sie beständig vorlaufe. Matta erwidert, dann solle er das tun, wenn der Stadtrichter Brava Sitzung habe, und solle ihn jetzt nicht stören, denn er sei der Stadtrichter Matta. Lange Rübe entschuldigt sich wieder und sagt, er habe das nicht gewußt, und er werde wiederkommen, wenn der andere Herr da sei, nur müsse er vorläufig die Uhr wieder in Ordnung bringen, weil er einige Teile herausgenommen habe, denn sonst verstaube die Uhr. Matta setzt die Verhandlung eine Weile aus, und Kläger, Beklagte, Advokaten und Zeugen sehen dem

* Mit Anis werden die Tauben angelockt.



Manne an der Uhr mit lebhafter Neugierde zu, indessen er selber in seinem Taubenakt studiert. So vergeht eine Weile, und Matta fragt, ob er denn noch nicht bald fertig sei. „Gleich," erwidert Lange Rübe; „ich muß nur erst das Schneckenhaus wieder vorhaben und die Kette über die Trommel legen, aber der Hebel schnappt mir immer zurück; wenn man die Uhr in der Werkstätte hat, dann hat man das in zwei Minuten, aber wenn man nicht recht ankommen kann, dann ist es möglich, daß es eine halbe Stunde dauert." „Eine halbe Stunde? Sind Sie verrückt, Mensch?" schreit ihn Matta an. Lange Rübe fingiert ein heftiges Erschrecken. „Nehmen Sie die Uhr ab und bringen Sie sie in Ihrer Werkstätte in Ordnung," fährt Matta fort. Lange Rübe beeilt sich, dem Befehl zuzustimmen, und bittet um einen dritten Mann, der die Uhr mit die Treppe heruntertragen könne; draußen werde er dann einen Wagen nehmen, um sie fortzubringen. Matta befiehlt einem Sbirren, den Leuten zu helfen; Lange Rübe nimmt nun die Uhr ab, und die drei gehen, nach vielen Bücklingen von Lange Rübe; Matta ruft ihm nach, er solle sie aber an einem Nachmittag zurückbringen, nicht an einem Vormittag. — Der Sbirre hilft also die Uhr in den Wagen legen, die beiden Spitzbuben fahren

mit ihr ab, und Matta setzt seine Verhandlung fort, indem der Advokat auf das Anisstreuen des Beklagten kommt.

Es ist gegen Mittag, und Tromba weilt gerade in seiner Wohnung im Kreise seiner Familie. Seine Gattin macht ihm heftige Vorwürfe, weil die Gattin des Zollinspektors ein neues seidenes Kleid bekommen hat, und Beppina schlingt die Arme um ihn, tröstet ihn und sagt, wenn sie groß ist, dann trägt sie immer wollene Kleider, die sind auch schön, und einen Schmuck kann ihr der Vater ja doch immer schenken. Lange Rübe klopft an, tritt bescheiden ins Zimmer, zieht die Mütze ab, bestellt einen Gruß vom Stadtrichter Matta und sagt, die Uhr liege auf dem Wagen, der unten vor dem Hause stehe. Dann geht er.

Tromba kennt natürlich Lange Rübe. Er weiß nicht recht, was das bedeuten soll, schnallt sich den Säbel um, setzt den Helm auf und geht die Treppe hinunter. Da steht wirklich ein Wagen; auf ihm liegt die berühmte Uhr, die Tromba natürlich kennt. Der Kutscher zieht den Hut und erklärt, die Rückfahrt habe er auch schon bezahlt bekommen. Kopfschüttelnd befiehlt Tromba dem Kutscher, nach dem Stadtgericht zu fahren, und schwingt sich neben ihn auf den Bock.

Inzwischen ist der Taubenprozeß vertagt — denn ein Ende haben Taubenprozesse nie — und Matta hat sich für den Heimweg zurechtgemacht. Im Flur trifft er Brava. Gewöhnlich grüßen sich die beiden Herren nur kalt; aber diesmal kann es sich Matta doch nicht versagen, einige spitze Bemerkungen über die Störung zu machen. Brava weiß nicht, auf wen sie zielen; ein Wort gibt das andere, und so erfährt Matta, daß Brava den Uhrmacher gar nicht bestellt hat. Jetzt beginnt er einen Argwohn zu fassen. Der Pförtner des Hauses steht an der Seite; er fährt ihn ärgerlich an, wie er denn die fremden Männer

4*

mit der Uhr aus dem Hause lassen kann; der Pförtner erwidert bescheiden, es sei ein Sbirre bei ihnen gewesen, und da habe er gedacht, daß sie auf Befehl des Herrn Stadtrichters handelten. Matta beißt sich auf die Lippen.

Eben tritt Tromba in die Haustür, um sich zu erkundigen, was das eigentlich für eine Sache mit der Uhr ist. Matta ruft ihm mit gesteigertem Ärger zu, nächstens werde man ja wohl auch den Heiligen Vater aus seinem Bett stehlen, so vorzüglich sei die Polizei in Rom. Tromba wirft einen ratlosen Blick auf Brava, dieser sagt — er kann eine leichte Schadenfreude nicht verbergen: „Meinem Amtsbruder Matta haben die Spitzbuben die große Uhr aus dem Sitzungssaal gestohlen, und sie haben es so schlau gemacht, daß er ihnen noch einen Sbirren zur Hilfe mitgegeben hat." — Nun ist Tromba im Bilde. Er zupft seine Uniform glatt, stellt sich stramm und sagt: „Melde gehorsamst, daß ich soeben die Uhr zurückgebracht habe."

Matta eilt vor die Tür: Richtig, da steht ein Wagen, eben breitet der Kutscher eine Decke über sein Pferd, und in dem Wagen liegt die Uhr.

Er sagt zunächst nichts; endlich kommt über seine Lippen: „Es ist gut." Brava ist auf den Wagen gestiegen, hat die Uhr hochgehoben, betrachtet; er fragt neugierig: „Aber, Tromba, Sie sind doch ein Teufelskerl! Wie haben Sie das nur gleich wieder fertiggebracht?" Tromba strahlt. „Die Polizei hat ihre Geheimnisse, Herr Stadtrichter," erwidert er. „Die Uhr ist da, meine Pflicht ist erfüllt."

Wie Matta das nächste Mal zum Fußkuß zugelassen wird, sagt der Heilige Vater zu ihm: „Ei, ei, Matta, du bist der, dem die Spitzbuben die schöne Uhr gestohlen haben! Wenn wir Tromba nicht hätten! Ja, ja, Tromba ist ein geschickter Mann, Tromba versteht seine Sache!"

---

# Der Strick über der Rolle

Es kam nach Ferrara ein Mann, der dem Herzog einen Plan von großem Werte unterbreitete. Er sagte: „Eure Hoheit besitzt viele Güter, Dörfer und Städte, aber Eure Hoheit hat kein Geld. Geld aber muß der Mensch vor allen Dingen haben, sonst ist er dumm. Nun schlage ich vor, Eure Hoheit läßt Ihr ganzes Eigentum abschätzen, und dann läßt Sie Zettel drucken, auf denen steht, daß dem Inhaber für zehn Skudi, oder für hundert oder tausend Skudi, je nachdem, ein Teil des Eigentums Eurer Hoheit verschrieben ist. Diese Zettel nehmen dann die Leute gern an, denn sie sind ja so gut wie bares Geld; aber weil einer für zehn oder hundert oder tausend Skudi immer nur ein Stückchen von Eurer Hoheit Eigentum verschrieben bekommt, mit dem er gar nichts machen kann, so wird er nicht verlangen, daß ihm das Stückchen ausgeliefert wird, sondern wird es Eurer Hoheit lassen, bei der es ja sicher aufgehoben ist; und so wird Eure Hoheit mit den gedruckten Zetteln alle Leute bezahlen können, und wird außerdem neu bauen und kaufen können, was Sie will."

Dieser Plan leuchtete dem Herzog, der ein kluger Mann war, sogleich ein. Er ließ einen guten Kupferstecher kommen, dem er den Auftrag gab, Platten zu stechen für die Verschreibungen, dann kaufte er eine

Druckerpresse, und wie die Platten fertig waren, mußte der Fremde, welcher den Plan gehabt hatte, ihm Verschreibungen drucken.

Alle Leute nahmen die Verschreibungen gern an, denn sie wurden nun bezahlt, und so gern nahmen sie sie, daß manche der Gläubiger ihre Rechnungen noch einmal durchsahen und um weniges erhöhten, damit sie nur mehr von den Verschreibungen bekamen, und alle Handwerker bauten jetzt mit einer Lust, denn sie wußten, daß sie nun am Sonnabend immer ihren Lohn in Verschreibungen erhielten, die so gut waren wie bares Geld und auch von allen Bäckern und Fleischern angenommen wurden. Und weil sie die Verschreibungen anfänglich für ihre Rechnungen bekommen hatten, die auch Noten hießen, so nannte man sie Noten.

Es war Seiner Hoheit darauf angekommen, recht schnell die Noten drucken zu lassen, deshalb war vorher keine Aufnahme der Güter gemacht; und wie nun alle Leute sich so über die Noten freuten, da dachte er, daß er sich die Mühe sparen könne, sie nachträglich zu machen, denn wenn wirklich durch einen Zufall mehr Noten ausgegeben werden sollten, als sein Eigentum wert war, so merkten das die Leute ja doch nicht, denn da die Noten bei allen Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, Bauern und sonstigen Untertanen zerstreut waren, so wußte ja niemand, wie viele ausgegeben waren; und Seine Hoheit wußte es endlich selber nicht, weil er sie zuletzt nicht mehr gezählt hatte.

Nun hatte der Erfinder des Planes einen treuen Diener, namens Matteuccio, einen frischen und heitern jungen Mann, der ihm half, die Platten schwärzen, das Papier anfeuchten, die Presse anziehen, die gedruckten Scheine auf Bindfäden zum Trocknen hängen, und

ähnliches tun, was mit der Herstellung der Noten verbunden war. Dieser Matteuccio nun sah, wie er half, Scheine von zehn, hundert und tausend Skudi täglich erzeugen, die dann in dicke Pakete verschnürt und an den Schatzmeister abgeliefert wurden; er rechnete sich aus, daß er nur fünf Skudi Lohn im Monat bekam und in dieser Zeit viele hunderttausend Skudi machte, ohne weitere Unkosten wie einige Paoli* für ein Ries Papier, und darüber befiel ihn ein heftiger Groll, denn er dachte, daß das doch eine unchristliche Ausbeutung seiner Arbeit war. So ließ er sich denn seine Gedanken eine Weile im Kopfe herumgehen und trat endlich vor seinen Meister, um patzig seinen Abschied zu verlangen. Der gute Meister hatte sich immer so über das Gelingen seines Planes gefreut, daß er an Matteuccio weiter nicht gedacht hatte; so war er denn zuerst verwundert, aber er konnte seinen Gesellen nicht mit Gewalt zurückhalten, und deshalb ließ er ihn gehen.

Es war wohl einmal geschehen, daß eine Note nicht so gut gedruckt war, wie sie sein sollte; der Meister hatte sie dann verworfen, weil er darauf hielt, daß nur schöne Blätter aus seiner Werkstatt kamen. Solche verworfenen Noten hatte sich Matteuccio gesammelt zu einem kleinen Päckchen, und das nahm er nun mit. Die anderen Leute waren nicht so sorgfältig wie sein Meister, und als sie seine Noten sahen, da nahmen sie die gern an Zahlungsstelle an, und so konnte Matteuccio sich denn eine hübsche Wohnung mieten in dem Palast eines Kammerherrn und konnte einem tüchtigen Kupferstecher Geld anbieten, daß er ihm Platten stach, wie sie sein Meister zum Drucken hatte, und konnte sich auch eine Druckerpresse anschaffen, mit der er arbeitete. Und weil er einen Ehrgeiz in sein

* Paolo, kleines Geldstück.

Geschäft setzte, indem er doch nun gewissermaßen seinem Meister mit seiner Arbeit gegenübertrat, so druckte er seine Noten noch schöner, als sie sein Meister druckte.

Dergestalt arbeitete er nun eine Weile, und indem er die vielen Päckchen, die er herstellte, doch nicht behalten wollte, so kaufte er für sie, was ihm behagte, damit seine Noten unter die Leute kamen wie die seines Meisters. Und zuerst erstand er den Palast, in welchem er wohnte, dann kaufte er eine große Villa in Frascati,* die ihm viel Wein und Öl einbrachte, und zuletzt erhandelte er eine große Standesherrschaft in den Abruzzen und wurde dadurch Herzog, und hieß also nun der Duca** Matteuccio.

Während dergestalt alle froh waren, Seine Hoheit, und der Meister, und der Duca Matteuccio, und die Handwerker, Geschäftsleute, Bauern und sonstigen Untertanen, und alle den Meister segneten, dessen Klugheit eine solche Blüte des Handels und Gewerbes verursacht hatte, geschah es, daß allmählich alle Waren teurer wurden; die Hausfrauen klagten, daß die Kastanien und Bohnen nicht mehr zu erschwingen waren, die Arbeiter verlangten stürmisch höhere Löhne, die Schuhmacher erklärten, daß das Leder um das Doppelte gestiegen sei, und die Milch wurde immer wässeriger. Dem Herzog kamen diese Beschwerden zu Ohren, und da er seine Untertanen liebte, so war er sehr traurig und berief eine Versammlung der Geheimräte ein, um sie zu befragen, was man bei dieser Teuerung tun solle. In dieser Versammlung sagte er, er habe schon den Plan gefaßt, noch eine zweite Presse zu kaufen und noch mehr Noten drucken zu lassen, damit die Leute mehr Geld bekommen könnten, denn ihn koste es

---

* Stadt in den Bergen bei Rom.

** Herzog.

ja nicht viel, ob er noch einen anderen Meister anstelle. Einer der Geheimräte aber, der ein sehr philosophischer Mann war, stand auf und hielt eine lange Rede, in welcher er zeigte, daß die Teuerung davon komme, daß schon zuviel Noten gedruckt seien, und als die anderen lachten, fügte er hinzu, er glaube, daß auch andere Leute wie der Meister, den Seine Hoheit angestellt, sich ans Werk gesetzt haben. Hierüber wurde der Herzog nun ärgerlich, denn das konnte er natürlich nicht erlauben, daß auch andere Leute druckten, denn die Noten waren doch Verschreibungen auf seine Güter. So befahl er denn dem Geheimrat, den Polizeihauptmann Tromba aus Rom kommen zu lassen und ihm die Untersuchung der Sache aufzutragen.

Der Hauptmann Tromba hatte schon einen Verdacht. Man muß nämlich wissen, daß Matteuccio, wie er nun Herzog geworden, und weil er ein hübscher und gewandter junger Mann war, beschlossen hatte, zu heiraten; und zwar hatte er um die Hand einer sehr schönen, jungen Gräfin angehalten, deren Eltern ihm gegenüber wohnten. Die Eltern waren etwas verwundert über den großen Reichtum Matteuccios und hielten es für richtig, ehe sie ihm ihre Tochter gaben, erst den berühmten Polizeihauptmann Tromba in Rom zu befragen, was er von Matteuccio wisse. Tromba hatte Nachforschungen angestellt; und als nun der Geheimrat ihn kommen ließ und ihm seine Gedanken mitteilte, blies er die Backen auf, hielt sich den Zeigefinger auf die Nase, erklärte, daß Tromba die Sache machen werde, und ging sogleich mit zwei Sbirren,* Matteuccio zu verhaften.

Er ließ die beiden Sbirren auf der Straße vor dem Hause und stieg die Treppen hoch zu Matteuccios Kämmerchen.

* Polizisten.

Matteuccio bewohnte nämlich noch immer den kleinen Raum unterm Dach, den er zuerst gemietet hatte, denn er wollte nicht gern, daß die zahlreiche Dienerschaft etwas von seiner Arbeit erfuhr.

Tromba klopft an; Matteuccio fragt innen, wer da sei; Tromba nennt seinen Namen; Matteuccio räuspert sich und antwortet nicht; Tromba klopft wieder und sagt, er komme wegen der Noten, die er gedruckt, denn er hält es in diesem Fall für richtig, mit offenen Karten zu spielen; Matteuccio hinter der Tür erwidert, er sei ein ruhiger Bürger, bezahle seine Steuern und wünsche in Frieden gelassen zu werden; Tromba erklärt ihm nun, daß der Herzog sehr ärgerlich sei und erörtert weitläufig, daß doch nicht jeder Bürger Noten drucken könne, weil das dem Kredit des Staates schaden würde.

Unterdessen hat Matteuccio die Noten, welche er noch besitzt, in ein Bündel gebunden und in die Tasche gesteckt. Dann tritt er auf seinen kleinen Balkon hinaus und sieht sich um.

Der Palast war recht verwittert, und um seiner künftigen jungen Frau eine Freude zu machen, hatte er Maurer angenommen, welche die Außenseite ausbessern sollten.

Unterm Dach ist eine Rolle befestigt, auf der ein Strick läuft, mit welcher die Maurer ihren Kalk nach oben ziehen. Es ist gerade Mittagpause, auf den Gerüsten ist kein Mann zu sehen, auch die Straße ist leer. Während draußen Tromba über den Kredit des Staates spricht, hat Matteuccio eine Schlinge gemacht und sich unter den Arm gelegt. Nun nimmt er den anderen Teil des Strickes in die Hände, der über die Rolle läuft, und denkt sich so langsam auf die Straße niederzulassen, indem er immer von dem anderen Teil des Strickes ein Stückchen nachgibt.

Dessen Ende aber liegt unten auf der Straße vor den

Füßen der beiden Sbirren, die sich in den Hauseingang gestellt haben, um den Schatten zu genießen. Wie diese die merkwürdige Bewegung des Strickes sehen, treten sie vor und schauen hoch, und da erblicken sie unseren Matteuccio, wie er, ganz vertieft in seine Bewegung, langsam nach unten gleitet.

Die Sbirren durchschauen sofort, daß das ein Fluchtversuch ist. Sie ergreifen den Strick und halten ihn fest. Nun kann er nicht mehr nachgeben, und Matteuccio, der etwa in der Mitte seines Palastes in der Luft schwebt, kann nicht weiter nach unten kommen. Er späht vorsichtig nach unten und erblickt die beiden.

Aber er hängt gerade vor einem der Maurergerüste, auf dem ein großer Eimer mit Kalk steht. Es gelingt ihm, sich auf das Gerüst zu schwingen; dann hängt er den schweren Eimer an den Haken, der an seiner Strickseite befestigt ist, und stößt sich mit dem Eimer wieder ab. Die beiden Sbirren haben verwundert zugeschaut; aber nun geschieht, was Matteuccio wollte: er selber mit dem Eimer zusammen ist schwerer als die beiden Sbirren, der Strick zieht an, und plötzlich

schweben die Sbirren, die am anderen Ende halten, in der Luft. Dem einen glückt es noch, abzuspringen; der andere wird mit rasender Schnelligkeit trotz Schreiens und Zappelns an Matteuccio vorbei in die Höhe gezogen; und wie Matteuccio mit dem Eimer unten angekommen ist, da schwebt der Sbirre in der Luft, unter sich nur ein kurzes Endchen Strick, und ruft um Hilfe.

Der andere Sbirre stürzt sich auf Matteuccio; aber der hat sich schon von seiner Schlinge befreit und droht ihm: sowie der Sbirre ihn berührt, hakt er den Strick aus dem Eimer und läßt ihn los, und der Genosse in der Luft stürzt auf das Pflaster und bricht sich alle Knochen. Der in der Luft bittet und fleht; Tromba hat inzwischen oben die Tür eingetreten, ist in das leere Zimmer gedrungen und blickt ingrimmig nach unten; der untere Sbirre muß den Strick halten, um seinen Genossen zu retten; Matteuccio hakt den Haken aus dem Eimer, und da der zweite Sbirre ein magerer Mann ist, so hebt er sich langsam, indessen der dicke erste sinkt; von oben aber ruft Tromba ihnen die anzüglichsten Worte zu, die eigentlich Beamtenbeleidigungen sind.

Matteuccio aber sieht kaltblütig nach, ob er seine Banknoten noch in der Tasche hat, und biegt dann um die Ecke. Er hat keinen Grund, sich länger in Rom aufzuhalten; Palast, Villa und Standesherrschaft werden zwar vom Herzog eingezogen, aber er besitzt noch genug Geld, um, da er doch nun einmal Herzog ist, in Neapel standesgemäß zu leben.

Er hat dann auch nach einiger Zeit eine Ehe in Neapel geschlossen; seine Gattin stammt aus einem der ersten Geschlechter; seine Familie blüht noch heute in Neapel und gilt als eine der vornehmsten in ganz Süditalien.

---

# Die Schnupftabaksdose

Wir haben alle unsere Fehler. Der gute Dom* Martino ist ein frommer und redlicher Priester, der von seiner kleinen Pfründe den Armen gibt, was er kann, und oft genug auch, was er nicht kann. Seine Haushälterin muß viel mit ihm zanken, denn sie hat ja schließlich die Verantwortung dafür, wenn der gute Herr in einer Soutane herumläuft, die auf den Schulterblättern und dort, wo man zu sitzen pflegt, große Flicken aufweist, die man hundert Schritte weit sieht, denn die Soutane war aus dem billigsten Stoff gemacht und ist ganz fuchsig geworden, so daß die kohlschwarzen neuen Flicken häßlich abstechen. Es kann geschehen, daß sie ihn dahin treibt, sich endlich ein Paar neue Stiefel anmessen zu lassen; der Schuster bringt sie, hält sie ihm vor das Gesicht und erklärt, daß ein junges Mädchen sie als Spiegel benutzen kann, daß sie geschmeidig sind wie aus Handschuhleder, denn er weiß, Hochwürden geruhen, Hühneraugen zu haben; und derb sind sie, wenn die Sohlen nicht ein ganzes Jahr halten, dann besohlt er sie umsonst, natürlich, man darf sie nicht gleich immer den ganzen Tag tragen. Die Haushälterin freut sich über die neuen Stiefel, denn wer hat denn die Stiefel zu putzen? Und verspricht dem Schuster, daß sie geschont werden sollen, und rechnet sich

* Herr.

aus, daß Hochwürden sich nun im nächsten Vierteljahr auch eine neue Soutane machen lassen kann. Aber da kommt ein Strolch, mit Schuhen, die vorn klaffen wie der Rachen eines Hundes, dem man eben einen Knochen zuwirft; er sagt, daß er beständig Zahnreißen hat, weil er nie trockene Füße bekommt, und was das schlimmste ist, daß durch den ewigen Schnupfen seine Nase rot geworden ist, wodurch die Leute ihn für einen Trunkenbold halten und ihm nichts geben. Der gute Dom Martino schüttelt den Kopf, wie er die klaffenden Schuhe sieht, geht in seine Schlafstube, wo er die neuen Schuhe auf dem Kannrückchen stehen hat, und schenkt sie ihm. Die Haushälterin weint und kündigt.

Dom Martino ist verlegen, denn die Haushälterin kündigt zwar regelmäßig jedes Vierteljahr, aber er glaubt immer wieder, daß sie diesmal wirklich gehen wird, und dann hat er keine Haushälterin mehr. Er setzt ihr auseinander, daß die alten Stiefel dem armen Mann ja gar nichts genützt hätten, daß sie fast ebenso schlecht sind, wie die Stiefel des Mannes waren, er erzählt ihr, daß jetzt Herbst ist, wo die großen Regen kommen, da muß der Mann doch ordentliches Schuhzeug haben; er sagt ihr, daß in der Stadt die Straßen gepflastert sind, und daß er ja immer seine Filzschuhe anzieht, wenn er nach Hause kommt, und so ein armer Mann muß auf den grundlosen Landstraßen tippeln, und wenn er in die Herberge kommt, dann findet er keine Filzschuhe vor. Die Haushälterin antwortet ihm nichts; sie hat ein ehernes Gesicht, ein undurchdringliches Gesicht; die Tränen hat sie sich abgewischt; sie überlegt im stillen, daß es mit dem hochwürdigen Herrn nur schlimmer wird, wenn sie fortgeht, denn eine anständige Person kommt doch nicht zu ihm, wenn sie die Stiefel sieht und die Soutane; sie be=

schließt, bei ihm zu bleiben; aber er soll es einmal merken, daß sie sich nicht auf der Nase herumtanzen läßt, daß sie auch ihren Willen hat; sie will doch einmal sehen, ob sie ihn nicht klein kriegt.

Aber sie kriegt ihn nicht klein, denn am nächsten Tag hat er schon alles vergessen, und wie er seine Stiefel anzieht, da sagt er: „Durch den Herbst komme ich wohl noch mit den Stiefeln, aber für den Winter kann ich die Ausgabe doch nicht umgehen, sie besohlen zu lassen.“ Sie hat sonst auf diese Rede immer geantwortet, daß das Besohlen sich nicht mehr lohnt und daß er ja die alten Stiefel im Sommer bei trockenem Wetter zerreißen könne, und so hatte sie ihn allmählich dahin gebracht, daß er sich die neuen Stiefel anmessen ließ; aber nun kann sie nicht mehr sprechen; sie stellt sich vor, wie der Strolch die schönen neuen Stiefel in der Penne für sechs Soldi verklopft, und der Groll steigt ihr aus dem Herzen hoch, sie schweigt und wendet sich ab. — So ein Mann also ist Dom Martino. — In den Handbüchern, welche die Gauner und Bettler für jede Stadt haben, ist sein Name mit drei Kreuzen bezeichnet; das heißt, daß es bei ihm immer etwas gibt; freilich stehen auch die Zeichen dabei, daß es nicht viel ist und daß er zugleich mit seiner Gabe immer gute Lehren spendet. Natürlich haben die besseren Gauner mit solchen Persönlichkeiten nichts zu tun, denn das An-



hören der Lehren kostet Zeit, und es lohnt sich nicht, für einen Soldo den ganzen Vormittag zu opfern. Aber das Leben geht auf und ab. Lange Rübe hat eine ganze Weile nichts verdient, er hat große Ausgaben gehabt, er hat nichts in Aussicht; und kurz und gut, er ist in einer Lage, wo man auch einen Soldo mit einer christlichen Ermahnung brauchen kann.

Also Lange Rübe klingelt bei Dom Martino; die Haushälterin öffnet, betrachtet ihn mißtrauisch, sagt sich dann aber, daß der junge Mann zu gut aussehe, um zu betteln, und macht ein freundliches Gesicht, als Lange Rübe sie mit vollendeter Höflichkeit als Fräulein anredet, und führt ihn dann zu ihrem Herrn. Sie hätte ihn ja auch so hineinführen müssen, denn Dom Martino hat ihr streng verboten, jemanden abzuweisen, aber bei Personen, die ihr verdächtig sind, macht sie doch immer einen Versuch, abzuschrecken. Freilich, die meisten Besucher überwinden gewöhnlich größere Schwierigkeiten.

Dom Martino hat eine heftige Erkältung, weil er sich nasse Füße geholt hat bei einem Gang zu einem kranken Wucherer; er hatte ihn ermahnt, von seinem schlechten Leben zu lassen und den Leuten Gutes zu tun, und der Wucherer hatte sich als hartherzig erwiesen und hatte immer gesagt, ihm tue auch niemand Gutes; die seelische Erregung war bei dem guten Herrn zu den nassen Füßen gekommen, und so war die Erkältung auf die Ohren geschlagen. Er sitzt in seinem alten Lehnstuhl, den Kopf eingewickelt, und auf beiden Seiten mit einem Trichter im Ohr, er hält abwechselnd den einen und den anderen, um sich zu bähen, über einen dampfenden Topf mit Kamillentee, den er zwischen die Beine geklemmt hat.

Lange Rübe erzählt eine verwickelte Geschichte von einem sterbenden Vater, den er besuchen müsse, und von

der weiten Reise, die er schon gemacht hat, und daß ihm das Geld ausgegangen ist, und daß er niemanden hier kennt, der ihm aushelfen könnte. Der gute Dom Martino schüttelt bekümmert den Kopf; ja, Reisen kostet Geld, heutzutage ist die Gastfreundschaft verschwunden, welche doch sogar die Heiden übten, ein Reisender muß für alles bezahlen, und womit soll er verdienen, wenn er doch reist? Lange Rübe hat ihm gleich gefallen, als er eintrat. Er ist ein frommer Sohn, und Gott wird ihm sein Opfer auch vergelten. Wie mancher junge Mann würde sagen: „Habe ich Geld, um zu reisen?" Lange Rübe besinnt sich nicht, sondern reist. Das ist Gottesdienst, an das Bett des sterbenden Vaters zu eilen.

Nun kommt aber die Schwierigkeit. Dom Martino hat nämlich sein ganzes Geld ausgegeben. Es war ein Mann dagewesen, der Geld sammelte, um Christensklaven bei den Türken einzulösen, eine Frau, deren Mann Dachdecker war und nun immer Schwindel bekam, wenn er auf eine Leiter stieg, ein Mädchen, das eine gute Anstellung in einer feinen Familie auswärts hatte, aber kein Reisegeld besaß, eine alte Frau, die einen Brief an ihren Sohn hatte schreiben lassen, um ihn zu einem christlichen Leben zu ermahnen, aber den Brief nicht freimachen konnte, und noch verschiedene andere Personen.

Und jetzt müssen wir von der Schwäche des guten Dom Martino sprechen. Sie ist seine einzige Schwäche. Er selber bezeichnet sie als Laster; aber das ist zu hart geurteilt, es ist nur eine Schwäche, ja, man kann sagen, eine kleine Schwäche; Dom Martino schnupft nämlich leidenschaftlich gern.

Der eine liebt die Frauen, der andere den Wein, der dritte das Spiel, der vierte ist allgemein vergnügungssüchtig, der fünfte liebt das Geld; irgendeinen Fehler

haben alle Menschen; auch ein Priester ist nur ein Mensch. Wir wollen ja nicht sagen, daß Dom Martino das Schnupfen gerade in sündhafter Weise liebt; aber er liebt es doch mehr, als er eigentlich als Christ und als Priester dürfte, und sein eigenes Bekenntnis zeigt, daß er das weiß. Er hat die Dose neben seinem Bett stehen, und wenn er aufwacht, dann nimmt er eine Prise, er sagt, daß die Morgenprise das Gehirn klärt von den Dünsten der Nacht. Dann wäscht er sich und nimmt wieder eine Prise, denn er ist frostig, und die Prise erwärmt ihn innerlich. Er zieht sich fertig an und geht in sein Studierzimmer hinunter; dabei nimmt er eine Prise, denn er muß sich mit gesammeltem Gemüt an seine Arbeit setzen. Und so nimmt er viele Prisen den Tag, und unter der Nase ist seine Oberlippe bräunlich gefärbt, und die Tabakskörner sitzen in den Falten der Soutane, und die jungen Mädchen, welche ihm fromm die Soutane küssen, müssen alle niesen.

Dom Martino nimmt seine Tabaksdose vor. Sie ist bloß von Messing, und sie hat keinen großen Wert, und er besitzt sie seit dreißig Jahren, aber er hat sie immer geschont, und sie ist zwar etwas abgescheuert, aber das Gelenk ist fest, und sie schnappt tadellos zu; sie ist so gut wie eine neue. Er sagt sich, bei seiner Erkältung ist es ohnehin besser, wenn er nicht schnupft, denn die Nase läuft ihm schon so, und er kann ja seinen Schnupftabak auch immer in einem Papierchen bei sich tragen; er hat genug Papier im Haus, mehr als er brauchen kann.

So erklärt er denn Lange Rübe mit Beschämung, daß er kein Geld mehr habe und daß er ihn vielmals um Entschuldigung bitte, denn er könne sich wohl denken, wie ihm zumute gewesen, als er ihm alles erzählt, denn er habe als Fremder ja doch nicht wissen können, ob er,

Dom Martino, nicht ein schlechter Mensch sei und sich seinen Pflichten entziehe, denn der Priester sei nur der Verwalter des Geldes der Armen; aber jetzt werde er ihm gewiß glauben, daß er nicht lüge, wenn er sage, daß er kein Geld habe. Und nun habe er überlegt, ob er ihm nicht etwas von Geldeswert geben könne, aber es sei ihm nichts eingefallen, denn er besitze wenig, weil er sich aus den äußeren Dingen nicht viel mache, die ja den Menschen eigentlich nur stören. Nur diese Schnupftabaksdose könne er ihm geben; es sei eine gute Dose, für die er gewiß einige Paoli* bekommen werde; er dürfe sie nicht verschleudern, sondern er müsse sie dem Trödler genau zeigen, daß sie zwar gebraucht sei, aber keinen Fehler habe. Mit dem Gelde könne er ganz gut einen Tag weiterkommen, und dann werde ihm schon jemand weiterhelfen, denn bei einem so guten Werk fehle Gottes Hilfe nie, er dürfe nur nicht verzagen, und wenn er etwas anderes gehabt hätte, dann hätte er ihm das gegeben, damit er nicht noch einmal zu jemand gehen müsse.

Somit nimmt er noch einmal zerstreut eine Prise, dann reißt er aus einem alten Buch, das da auf dem Tisch liegt, ein Blatt, schüttet den Tabak aus der Dose darauf, faltet es und steckt es in die Tasche, und die Dose gibt er Lange Rübe.

Lange Rübe empfängt die Dose mit einer Verbeugung und steckt sie in die Brusttasche; er ist etwas befangen, und deshalb wird sein Dank sehr wortreich; Dom Martino segnet ihn und läßt ihn gehen.

Die Haushälterin hat ja keine Liebe für den Schnupftabak und die Dose. Sie hält das Schnupfen für einen Charakterfehler. Aber wie sie nun erfährt, daß der ehrwürdige Herr die Dose verschenkt hat, da wird sie doch

* Paolo, kleine Geldmünze.

böse; sie schlägt sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß sie dem Fremden nicht angesehen hat, was er wollte; sie fragt den ehrwürdigen Herrn, ob nun auch alle Taschen voll Schnupftabak sein werden; sie niese sich schon jetzt die Seele aus dem Leibe, wenn sie seine Kleider klopfe; sie fragt ihn, ob er die Dose ordentlich gefüllt habe, damit der Herr Bettler auch etwas zu schnupfen habe, denn die leere Dose nütze ihm doch nichts. Sie bedauert, daß der ehrwürdige Herr nicht einen Weinkeller besitze und daß nicht eine gebratene Gans mit Trüffeln dagewesen sei, um dem feinen Herrn etwas vorzusetzen, und so führt sie noch mehr spitzige Reden, indessen Dom Martino sich geduldig mit seinen Trichtern abwechselnd über den Kamillentopf beugt und bäht.

Lange Rübe ist in einem sehr verdrießlichen Zustand. Er sieht die Dose an, steckt sie in die Tasche, sieht sie wieder an, steckt sie wieder ein. Ein paar Paoli kann er für sie bekommen, und er könnte ein paar Paoli wirklich gebrauchen, er ist abgebrannt; seit drei Tagen hat er nichts Warmes gegessen. Er kennt einen Keller, wo man für einen Soldo einen großen Teller voll Bohnen bekommt. Aber er hat keine Lust zu den Bohnen.

Ein Blatt Papier fliegt vor ihm auf der Straße hin; es ist unbeschmutzt und fast unbeschrieben, ein Advokatenschreiber, der ein paar Schritte weiter vorn geht, hat es verloren. Lange Rübe läuft hinter dem Papier her, erwischt es, wickelt die Dose sorgfältig ein und geht zum Haus des Priesters zurück.

Er klingelt, und die Haushälterin öffnet. Sie will anfangen zu schimpfen, aber er drückt ihr schnell das Päckchen in die Hand und läuft fort.

---

# Der Strumpf

Die Barbiere stehen ja nicht im Rufe der Schweigsamkeit. Es wird seit alters her von ihnen behauptet, daß sie keine Geheimnisse bewahren können. — Mario ist ein Barbier in Rom, und alle seine Freunde behaupten, daß er ein guter Barbier ist, der sein Handwerk versteht, die Kunden artig und aufmerksam bedient und in seinem Geschäft auf die peinlichste Sauberkeit hält, denn auf die Sauberkeit kommt viel an beim Barbier; es gibt Barbiere, die stinkende Hände haben; es gibt Barbiere, die an der Wäsche sparen wollen; solche Leute können natürlich nie auf einen grünen Zweig kommen.

Daß Mario geschwätzig ist, das behaupten ja nicht gerade seine Freunde, denn die sind selber geschwätzig, aber einige von den Kunden sagen es, welche es lieben, beim Rasieren ihren Gedanken nachzuhängen, der eine, indem er sich überlegt, was der Vorgesetzte wohl gemeint hat, als er das letztemal zu ihm sprach, und ob er vielleicht auf eine Gehaltszulage angespielt hat, der andere, indem er sich eine Konjektur in der ersten Catilinarischen bedenkt, die ihm in der Nacht eingefallen ist, der dritte, indem er das Für und Wider einer Spekulation in Artischocken prüft, der vierte, indem er ausrechnet, wann sein nächster Wechsel fällig wird. Wie das hinsichtlich unserer moralischen Eigenschaften immer ist, können wir also kein richtiges Urteil über Marios Geschwätzigkeit gewinnen, wenn wir die Leute befragen, die ihn kennen, denn alle interessieren sich ja natürlich viel mehr für sich selber als

für Mario und sagen immer nur aus, was sie selber für sich wünschen, statt objektive Beiträge zur Seelenkunde des anderen zu geben; wir müssen uns auf das Urteil des Erzählers verlassen, und der sagt: in der Tat, Mario ist geschwätzig.

Was wird nun geschehen, wenn Mario ein wichtiges Geheimnis zu verbergen hat?

Eine alte Tante ist gestorben, von der Mario schon längst fand, daß sie überflüssig war, und hat einen langen, braunwollenen Frauenstrumpf, der bis an den Leib geht, mit Skudi hinterlassen.

Die Tante war sehr gedankenlos, wie das Frauen so oft sind, und hatte den Strumpf immer in ihrem Bett aufbewahrt, auch wenn sie, was freilich selten vorkam, ihre Wohnung einmal verlassen mußte. Mario zittert bei der Vorstellung, daß der Strumpf unbewacht bleiben könnte, denn wenn auch seine Frau und seine erwachsene Tochter immer in der Wohnung sind, auf Weiber verläßt er sich nicht. Vorläufig nimmt er den Strumpf stramm zugeschnürt des Morgens auf den Rücken, wenn er ins Geschäft hinuntergeht, schließt ihn mit in das Schränkchen mit den Servietten ein, ehe er die Läden öffnet, in das Schränkchen, das unter dem Spiegel steht, vor welchem er immer rasiert; und des Abends, nachdem er alle Läden geschlossen, nimmt er ihn wieder aus dem Schränkchen und schleppt ihn keuchend in die Wohnung hinauf, wo er ihn in das Ehebett legt. Aber natürlich, wenn es das Unglück will, passieren kann immer etwas.

Der Strumpf ist selbstverständlich sein Geheimnis. Sein Haupttrost ist, daß niemand bei ihm einen Schatz vermuten wird.

Aber der Menschenkenner wird nun schon wissen, was geschieht. Mario erzählt seinen Kunden im allgemeinen

von Leuten, welche geizig sind und sich nichts gönnen, und die Erben finden dann bei ihrem Tode ein schönes Kapital vor; er macht Bemerkungen über die Gewohnheit alter Damen, ihr Geld in Strümpfen aufzubewahren; er erbittet sich Ratschläge, wie man ein größeres Kapital sicher, aber vorteilhaft anlegen könne, nicht für sich, sondern für einen Freund, dessen Tante gestorben ist; er preist das Los des Armen, der keine Sorge kennt, indessen der Reiche nicht ruhig schlafen kann, weil er immer fürchtet, bestohlen zu werden; er findet, daß die Einbruchsdiebstähle in erschreckender Weise überhandnehmen, so daß selbst so arme Leute wie er, bei denen doch nichts zu holen ist, rein gar nichts, gefaßt sein können, daß sie von Dieben besucht werden; er fragt, wozu eigentlich die Polizei da ist, wenn sie nicht den Schlaf des steuerzahlenden Bürgers schützen kann; er erkundigt sich nach dem Kurs der verschiedenen Münzsorten, und ob man nicht durch Umwechseln einen kleinen Gewinn erzielen kann, ein Freund von ihm hat nämlich ein kleines Kapital geerbt, ein ganz kleines Kapital nur, aber die Tante hatte es in sehr guten Münzsorten angelegt. So und ähnlich



spricht er, fragt, erzählt und klagt, und es dauert nicht lange, bis alle Kunden von der Tante und dem Strumpf wissen.

Auch Lange Rübe gehört zu den Kunden.

Lange Rübe ist ein Menschenkenner und versteht es, sich aus den Erzählungen Marios die Geschichte zusammenzusetzen.

Hinter Marios Haus ist ein Garten, in dem ein alter Birnbaum steht. Er trägt ganz schlechte Früchte, der alte Birnbaum, sie sind steinig und haben eine dicke Schale, sie sind ungenießbar; wenn man ein Schwein hielte, so könnte man sie verwerten, aber Mario hält kein Schwein. Er hat den Birnbaum schon immer schlagen lassen wollen. Er läßt den Knorren natürlich auch roden, denn er will Platz haben in seinem Garten, er will Gemüse ziehen. Gemüse bringt am meisten ein, Gemüse braucht man täglich; man würde die Hände überm Kopf zusammenschlagen, wenn man sich ausrechnete, was man im Jahr für Gemüse ausgibt; er kann nach Ladenschluß immer etwas im Garten arbeiten, er kann auch des Nachts, wenn Mondschein ist, arbeiten, denn er schläft jetzt oft nicht gut; die Nachbarn brauchen sich nicht zu wundern, wenn sie ihn im Garten nachts arbeiten sehen. Kurz, das Gemüse kostet ihn nichts, und ein Hausvater muß bedacht sein, wo er sparen kann.

Es vergeht eine Zeit, Mario ist immer der alte; sein Hauptgespräch ist jetzt der gerodete Birnbaum und der Gemüsegarten, in welchem er Salat zieht, Radieschen, Rüben und noch vieles andere, denn der Boden ist wie Silber, wie Silber ist der Boden, wie viertausend Skudi ist er. Aber eines Tages ist Mario plötzlich ganz verändert. Er ist schweigsam, er ist blaß, seine Hände zittern, und er schneidet seine Kunden; mit schwermütigem Lächeln

bittet er um Entschuldigung und legt ihnen Feuerschwamm auf; die Kunden schimpfen und drohen, daß sie zu einem andern Barbier gehen werden. Sie fragen Mario, ob er verliebt ist, ob seine Frau ihm untreu ist, ob seine Schwiegermutter zu Besuch gekommen ist, ob er trinkt, ob er heimlich dichtet; ein irres Lächeln tritt auf seine Lippen, hilflos stammelt er: „zu Befehl, Exzellenz", dann preßt er wieder die Lippen zusammen und rasiert schweigend weiter mit unsicherer Hand.

Der klügste Mann, den er kennt, ist sein Beichtvater. Er ist auch der einzige Mann, zu dem er Vertrauen hat. Denn man muß sich sehr überlegen heutzutage, wem man sein Vertrauen schenkt; und er überlegt es sich auch sehr. Er ist nicht mehr vertrauensselig. Er war es, aber er ist es nicht mehr. Denn man kann getäuscht werden in seinem Vertrauen, und er ist getäuscht.

Also er geht am Abend zu dem Beichtvater und fragt den um Rat. Er erzählt, daß er eine Erbschaft gemacht hat, viertausend Skudi; niemand hat etwas gewußt von der Erbschaft, denn er kann schweigen; seinem besten Freunde hat er nichts gesagt von den viertausend Skudi, denn was man hat, das braucht niemand zu wissen, und was ich nicht selber verschweige, das verschweigt mein Freund natürlich erst recht nicht. Er ist des Nachts in seinen Garten gegangen, wo ein alter Birnbaum gestanden hat, der sehr gute Birnen trug, die er immer gern eingemacht aß, auch roh, aber sie hielten sich nicht lang, den hat er ausroden lassen, um unauffällig ein tiefes Loch im Garten zu haben, in dem die Erde locker war; in dem Loch hat er sein Geld vergraben. Viermal täglich hat er im Garten nachgesehen, ob alles in Ordnung war, mindestens einmal in jeder Nacht; er hat immer mit einem langen Draht nachgefühlt. Er hat zum Vorwand

genommen, daß er sich Gemüse angepflanzt hat, damit niemand mißtrauisch werden sollte. Und trotz aller Vorsicht sind die viertausend Studi ihm vorige Nacht gestohlen. Wie er heute morgen nachfühlt, ist nichts mehr da; er gräbt, das Geld ist fort!

Der Beichtvater schüttelt den Kopf und streicht sich nachdenklich mit der linken Hand das Kinn. Er läßt sich bei Mario rasieren und kann sich schon denken, wie alles zusammenhängt.

Nun gibt er ihm einen Rat. „Mein Sohn," sagt er, „laß nichts merken von diesem Verlust. Sei morgen so heiter, wie deine Gäste gewohnt sind, dich zu sehen. Und nun stelle dir recht lebhaft vor, daß noch eine Tante gestorben ist, und daß du wieder ein Kapital erben wirst. Stelle dir das recht lebhaft vor. Du hast eine glückliche Phantasie; das ist eine schöne Gottesgabe. Mache Gebrauch von ihr, und du wirst getröstet werden." Mit wohlwollendem Lächeln gibt er dem verdutzten Mario seinen Segen.

Der Leser wird durch diesen Rat wohl nicht sehr getröstet werden; Mario wird es auch nicht, vielmehr schimpft er auf dem Weg ganz gehörig auf den guten Beichtvater, daß der ihm so etwas Dummes geraten hat.

Seiner Frau hat er von dem Diebstahl natürlich nichts gesagt; so muß er denn einen Teil des Rates schon zu Hause befolgen; denn er muß doch etwas erzählen, und seine Phantasie ist nun einmal festgelegt; er tut, als sei er so heiter wie gewöhnlich, er geht in den Garten, er spricht davon, was er mit dem Geld alles machen wird, wie er gewöhnlich zu seiner Frau spricht, daß er ein Haus am Sankt Petersplatz kaufen wird, wo die vielen Fremden vorbeikommen, die sich Sankt Peter ansehen wollen, daß er große Scheiben in die Fenster setzen lassen wird und

Spiegel aus einem Stück haben wird, und daß er von den Römern weiterhin nur einen Soldo nimmt, von den Fremden aber nimmt er zwei Soldi, und damit verdient er in kurzem so viel, daß er die Barbiererei überhaupt an den Nagel hängt, sich ein Landgut kauft, das er von seinen Leuten bearbeiten läßt, denn er selber arbeitet dann nicht mehr, er leitet nur das Ganze, denn ein Kopf muß natürlich sein. Die großen Vermögen gehen nur deshalb verloren, weil gewöhnlich kein Kopf da ist, der sie leitet.

Und indem er sich nun über das Landgut verbreitet und erklärt, wie er es mit dem Wein, wie mit dem Öl, wie mit dem Getreide macht, und im einzelnen auf die Stutenzucht zu sprechen kommt, welche noch viel zu sehr vernachlässigt wird, und auch auf das Anpflanzen von Arzneikräutern, die eine große und sichere Rente gewähren, da erscheint es ihm plötzlich, als ob er wirklich noch eine andere Tante gehabt hat, die auch eben gestorben ist, von der er auch einen Strumpf mit Skudi erbte, und er beginnt von dieser Tante zu erzählen, und seine Frau und Tochter, welche eben Bohnen schnippeln, hören mit ihrer Arbeit auf und lauschen ihm, indessen er auf und ab geht, sie freuen sich über die neue Tante, von der sie noch gar nichts gewußt haben, und fragen, ob sie vielleicht auch Sachen hinterlassen hat, denn das versteht ein Mann nicht so, man kann aus getragenen Kleidern immer noch etwas machen; und Mario erzählt nun von den Kleidern der neuen Tante und kommt dabei auf ihre Lebensgewohnheiten zu sprechen, und entrollt ein ganzes, ausführliches Charakterbild von ihr.

So geht er denn halb getröstet zu Bett; und als am anderen Morgen der erste Kunde kommt, da beginnt er von der neuen Tante zu erzählen, und von der Reise, welche er in der nächsten Woche machen muß, und er-

kundigt sich, wie man Kapitalien am besten anlegt, und schüttelt bedenklich den Kopf über die Unsicherheit der Geschäfte heutzutage, und kommt am Schluß immer darauf zurück, daß Bargeld Bargeld ist, ein Haus ein Haus, ein Gut ein Gut, aber ein Blatt Papier nur ein Blatt Papier.

Lange Rübe hört diese Gespräche und muß selbstverständlich seine Schlüsse ziehen. Er nimmt an, daß Mario die neue Erbschaft da verbergen wird, wo er die alte verborgen hat, und es wäre ja natürlich sehr ärgerlich, wenn ihm das Geschäft mit der neuen Erbschaft entginge. Was sollen wir noch viel sagen? Als Mario wieder mit seinem Draht nachfühlt, wie er immer tut, weil er heimlich hofft, daß der Strumpf plötzlich doch wieder da sein kann, obgleich er ja genau weiß, daß er nicht da ist, was geschieht? Er spürt etwas Hartes, an dem der Draht abgleitet; er sticht noch einmal mit dem Draht zu und fühlt wieder dasselbe; er gräbt nach, und wahrhaftig, der Strumpf ist wieder da!

Selbstverständlich läßt er ihn nun nicht mehr im Garten; welches neue Versteck er findet, das ist für diese Geschichte gleichgültig; sehr interessant wäre es ja, wenn wir noch erfahren könnten, wie er sich das plötzliche Verschwinden und Wiederkommen des Strumpfes erklärt hat; aber das können wir nicht erfahren, denn das hat er sich nie erklärt.

---

# Der Fund

Ein junger Mann namens Beppo hat treu und ehrlich lange Jahre einem Kaufmann gedient. Wenn die Frauen kamen und für einen Soldo Öl verlangten, so maß er ihnen das Öl in ihre Flasche, indem er mit spitzen zwei Fingern das Maß hielt und die anderen drei Finger zierlich spreizte, dann den Trichter schwungvoll aus der Flasche zog, ihn noch einmal aufstieß, daß auch der letzte Tropfen in die Flasche lief, und ihn endlich mit sicherm Augenmaß wieder in sein Loch im Ständer stellte; wenn sie eine Tüte Pfeffer haben wollten, so riß er unbarmherzig aus einem schönen alten Buch ein Blatt, rollte es fix in der Hand zur Tüte, schob mit elegantem Schwung des Beines die Stehleiter zu sich, kletterte leicht nach oben, zog den Kasten halb vor und nahm mit dem Schaufelchen Pfeffer heraus, stieg dann herunter, indem er der entzückten Frau eine Schmeichelei sagte, legte die Tüte auf die Wage und schüttete mit dem Schaufelchen sorgfältig prüfend, als wiege er Gold ab, die Pfefferkörner in die Tüte.

Wie gesagt, Beppo hatte seinem Herrn treu und ehrlich gedient. Aber natürlich hatte er keine Veranlassung, über die Grenzen seiner Pflichten hinauszugehen. Er versteht die Kunst, einzuwiegen und einzumessen, das heißt, wenn er hundert Pfund oder hundert Maß zu verkaufen hat, so kann er hundert und ein Pfund oder hundert und ein Maß verkaufen, ohne daß eine Frau zu wenig bekommt. Dieses eine Pfund oder eine Maß ist natürlich sein eigener

Gewinn, von dem er ja seinem Herrn nichts zu sagen brauchte; er hatte es deshalb immer so eingerichtet, daß er von jedem Skudo einen Quattrino* für sich einbehielt; das war nur eine abgerundete Rechnung; aber der Herr stand sich ganz gut dabei, denn Beppo war ein treuer und ehrlicher Ladendiener. Diese Quattrini aber, kann man sich denken, häuften sich im Laufe der Zeit an; und so kommt es denn, daß Beppo, wie er nun seinen Dienst aufgegeben hat, um nach seinem Heimatsort Ariccia zurückzugehen und dort selber einen Laden zu eröffnen, einen schönen Beutel voll Skudi in der Tasche hat.

Vor dem Tore schließt sich ihm ein junges Mädchen an, die auf einem Esel sitzt, den sie mit fester und zierlicher Hand lenkt. Die Freunde haben Beppo gewarnt; es gibt so viele Gauner und Räuber in Rom und Umgebung, daß man sehr vorsichtig sein muß mit neuen Bekanntschaften, wenn man viel Geld in der Tasche trägt. Beppo ist aber auch ein verständiger Mensch, der weiß, daß ein ehrlicher Mann heutzutage niemand trauen



* Etwa von jeder Mark vier Pfennige.

darf; die Menschheit ist zu klug für ihn geworden. Aber das junge Mädchen hat so feurige, schwarze Augen und macht einen so freundlichen Mund, und dann ist sie ja doch überhaupt ein junges Mädchen, und kurz und gut. Beppo geht neben ihr, und die beiden erzählen sich etwas; er spricht von dem Geschäft, das er in Ariccia eröffnen will, wo es nur an Unternehmungsgeist fehlt, denn ein Geschäft ist in Ariccia zu machen, es muß nur der richtige Mann kommen, und sie teilt ihm mit, daß sie in Velletri eine Stelle annehmen will als Köchin bei einem Pfarrer, und daß sie selig ist, mit ihm bis Ariccia zusammen zu sein, denn man hört so viel, was alles geschieht, daß man wirklich Angst kriegen könnte; dabei sieht sie ihn mit einem so freundlichen Blick an und lacht so, daß ihm ganz warm ums Herz wird.

So ziehen die beiden nun vergnügt weiter auf der Via Appia; es ist Herbst; die Jäger halten überall ihre großen Jagden ab und schießen die Sperlinge; die Karren mit den Bottichen begegnen ihnen, in denen die Weintrauben eingestampft sind, die lieben Kinderchen sitzen unsagbar schmutzig auf den Trauben und quetschen sie zusammen, und die Männer, welche die Pferde führen, sind bis oben mit rotem Traubensaft beschmiert; von überallher hört man Jauchzen, Singen, Knallen, Schreien, und Beppo fühlt sich so glücklich wie noch nie in seinem Leben, er denkt an seinen Laden in Ariccia, an den Tresen, an die Büchsen mit Zuckerwerk, die auf ihm stehen, und wenn man den Kindern ab und zu eine Kleinigkeit zugibt, dann kommen sie immer; er denkt an die Wagen, welche blankgeputzt über ihm hängen, an das Einwiegen, und dann denkt er auch, was er für ein hübscher Kerl ist, und daß sich das Mädchen neben ihm

gleich in ihn verliebt hat. Aber er nimmt sich in acht und verplempert sich nicht, denn man weiß ja nicht, ob sie Geld hat, und ein Kaufmann muß eine Frau mit Geld haben.

Die beiden sind früh aufgebrochen, um noch vor der großen Hitze in Ariccia zu sein. Nun aber beginnen sie hungrig zu werden, denn es ist Frühstückszeit. So gehen sie denn vom Wege ab in eine Wiese, wo unter einer einsamen Pappel ein alter marmorner Sarg steht als Tränke für die Kühe; das junge Mädchen — wir wollen es nur verraten, es ist die berühmte Colomba — steigt von ihrem Esel, der verständig mit den Ohren zuckt und sich dann an das Fressen begibt; sie zieht ein reinliches Tuch vor, um es auf der Wiese auszubreiten für die mitgebrachten Speisen; da stößt sie plötzlich einen Laut der Überraschung aus; sie hat im Grase ein kleines Päckchen gefunden, das offenbar hier jemand verloren hat, ein sauber und fest verschnürtes Päckchen in steifem Papier mit einer Aufschrift. Sie wendet das Päckchen hin und her, Beppo nimmt es ihr aus der Hand: „Lies du, ich kann nicht lesen," sagt Colomba, und Beppo buchstabiert die Aufschrift: „An den hochwohlgeborenen Herrn Matteo, Juwelenhändler in Rom." „Wenn kostbare Steine in dem Päckchen wären?" fragt Colomba. „Erst prüfen, dann urteilen," erwidert Beppo, zieht sein Taschenmesser und schneidet die Verschnürung auf. Es kommt ein Schächtelchen zum Vorschein und ein Brief. Colomba faßt nach dem Schächtelchen, öffnet es, da liegt auf weißer Seide ein wunderschöner goldener Ring mit einem Smaragden. Sie streift ihn sofort an den Finger und betrachtet ihn verliebt, indem sie ihn in der Sonne spielen läßt; Beppo ergreift ihre Hand und sieht ihn sich genau an. Er wird aufgeregt. „Das ist ein Stück für einen

Kardinal," sagt er, „das ist ein Stück für den Heiligen Vater." „Lies den Brief," ruft ihm Colomba zu. Er kann sich nur schwer von der Hand mit dem Ring trennen, aber er entfaltet doch den Brief und studiert ihn, indessen Colomba den Ring weiter nach allen Seiten spielen läßt.

„Der Besitzer hat den Ring an Matteo schicken wollen, er ist fünfhundert Skudi wert, Matteo soll ihn ihm verkaufen," sagt endlich Beppo, nachdem er das Lesen des Briefes beendet hat. Dann fährt er fort: „Ich mache dir einen Vorschlag. Es ist ein Glück für dich, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Wir haben den Ring zusammen gefunden."

„Nein, ich habe ihn allein gefunden," sagt Colomba.

„Wir haben den Ring zusammen gefunden," fährt Beppo fort; „du kannst ihn nicht verkaufen, du wirst bloß von den Händlern betrogen. Ich will den Ring annehmen und bezahle dir deinen Teil aus. Ich bin Kaufmann, ich weiß, was ich zu tun habe, mich soll keiner übers Ohr hauen, ich verstehe mich aufs Geschäft. Natürlich habe ich das Risiko. Ich biete dir für deinen Teil hundert Skudi. Abgemacht."

Colomba beginnt zu weinen. Der Ring ist so schön und steht ihr so gut, und sie würde ihn Sonntags immer tragen, und sie hat ihn doch gefunden, und er gehört doch ihr, und nun will ihr Beppo nur hundert Skudi geben, und sie ist ja ein armes Mädchen, für arme Mädchen sind solche teuren Ringe nicht, das sieht sie wohl ein, aber sie ist nicht so dumm wie Beppo denkt, sie kann ihn auch selber verkaufen, und hundert Skudi für einen Ring, der fünfhundert Skudi wert ist, das ist eine Ungerechtigkeit, das kann ja der liebe Gott nicht dulden, und sie ist eine Waise und hat nicht Vater und nicht Mutter, aber für

die Waisen sorgt der liebe Gott; und so redet sie weiter und redet immer mehr, und Beppo antwortet ihr, und sie kommen ins Handeln, und schließlich geht Beppo bis hundertfünfzig Skudi. Er holt seinen Beutel heraus, klaubt ihn auf, zählt ihr das Geld vor, sie weint, liest es sorgsam zusammen, zieht ein Tuch und knotet es ein, der Beutel ist recht schmal geworden, wie er ihn mit der Schnur wieder zuzieht, aber dafür hat er ja nun den Ring. Sie trocknet sich die Tränen, er will zärtlich ihre Hand ergreifen, aber sie stößt sie von sich und geht zu ihrem Esel. „Was willst du denn tun?" fragt Beppo erstaunt. Sie aber antwortet ihm nicht, sondern steigt auf, und als er immer dringlicher fragt, da erklärt sie ihm, daß er ein Räuber ist, daß sie nicht mehr mit ihm reisen will, denn eigentlich hatte sie den Ring allein gefunden, und nun will sie wieder nach Rom, sie muß sich erst ausweinen, denn das hatte sie nicht gedacht, daß es so schlechte Menschen gibt. So wendet sie denn ihren Esel zurück, Beppo aber bleibt, und im Grunde ist er nicht ganz unzufrieden, daß er sie nicht mehr sieht, denn nun kann sie ihm doch nicht mehr vorklagen.

Er sah sie also nicht mehr, und er hat sie auch später nie wieder gesehen, obgleich er sie in Velletri und in Rom suchte wie eine Stecknadel, denn als er seinen Ring zu einem Händler brachte und ihn für fünfhundert Skudi anbot, da lachte der Mann und sagte, daß der Stein aus Glas sei und die Fassung vergoldetes Kupfer. Deshalb blieb ihm nichts anderes übrig, als daß er zu seinem alten Herrn ging und wieder Ladendiener wurde, damit er das verlorene Geld erst wieder zusammenbekam; denn mit dem, was er noch hatte, konnte er bei der heutigen scharfen Konkurrenz keinen Laden in Ariccia eröffnen.

---

# Der neue Anzug

Der Meister ruft Filelfo zu sich und übergibt ihm einen kostbaren Anzug aus schwarzem Samt mit echten Spitzen und Goldknöpfen, der für Seine Hoheit, den Neffen des Heiligen Vaters fertig geworden ist. Dann sagt er: „Du bist mein bester Arbeiter, auf dich kann ich mich verlassen. Schlage den Anzug in ein weißes Tischtuch und bringe ihn Seiner Hoheit. Bestelle Empfehlungen von deinem Meister und sage, das ist der Anzug. Sage, der Meister kommt hergeflitzt, wenn etwas befohlen wird. Er drängt sich nicht auf und läuft seinen Kunden nicht das Haus ein. Er hat ein gutes Maßgeschäft und keinen Laden. Er bedient reell und pünktlich. Er versteht sich nicht bloß auf die italienische Arbeit, er versteht sich auch auf die spanische und die französische Arbeit. Seine Hoheit kann sich auf ihn verlassen wie auf sich selber.“

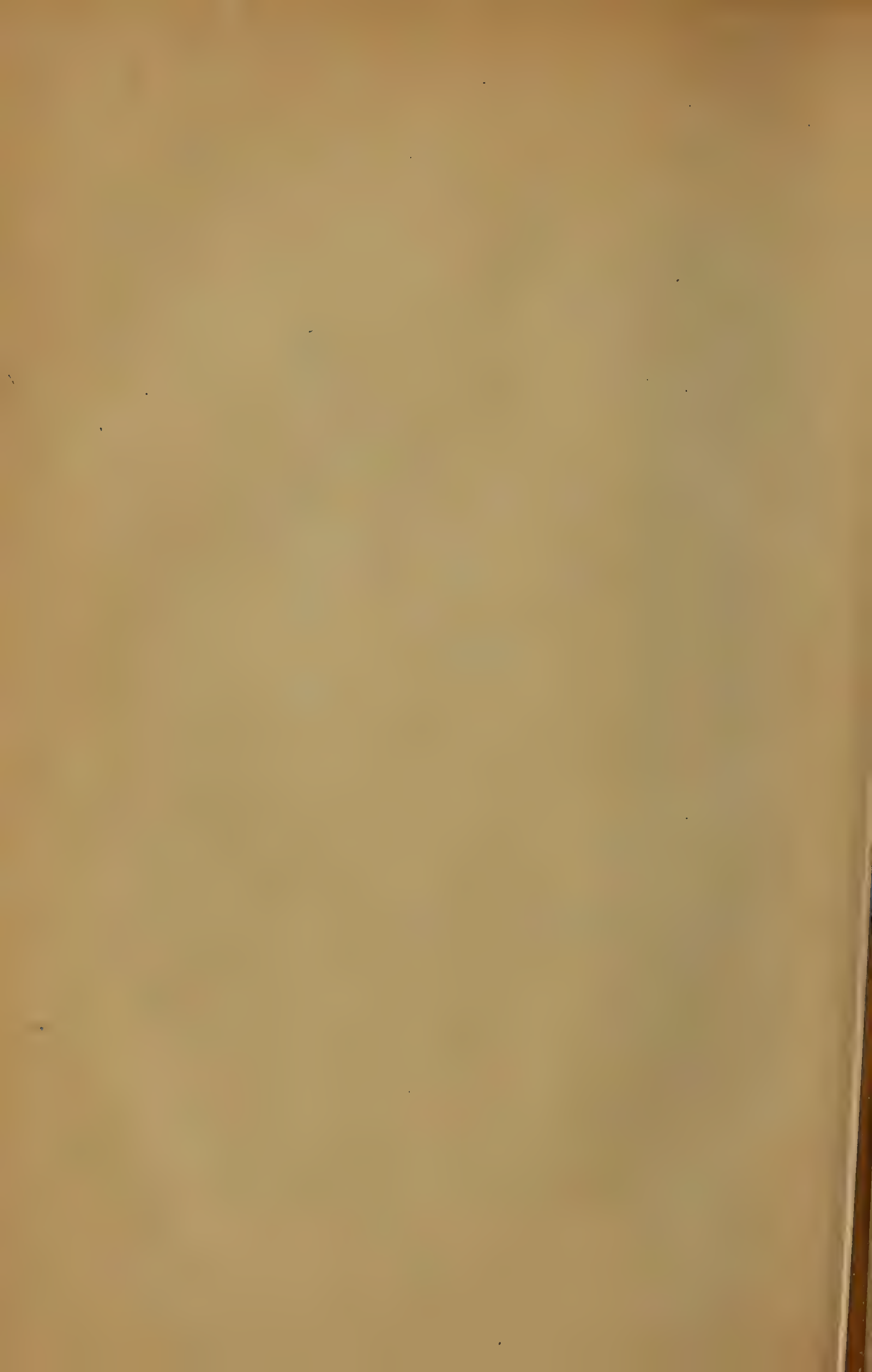
Filelfo läßt sich von der Meisterin ein schön gewaschenes und geplättetes Tischtuch geben, schlägt den Anzug hinein und steckt es mit Sicherheitsnadeln zusammen. Dann aber geht er nicht zu dem Palast Seiner Hoheit, sondern in eine enge, schmutzige und winkelige Straße zu einem hohen und engbrüstigen Hause; dort steigt er sechs Treppen hoch und tritt in eine muffige Stube, in welcher ein alter Tisch, ein wackliger Stuhl und eine Kiste mit einem Vorhängeschloß stehen und in einem Winkel ein Bündel Stroh mit einer alten Decke liegt. Er zieht seine Kleider aus und zieht langsam und sorgfältig

6*

die neuen Kleider Seiner Hoheit an; dann packt er mit befriedigtem Gesichtsausdruck seine Kleider in die Kiste zu seiner schmutzigen Wäsche, legt das Vorhängeschloß wieder vor, schließt ab und geht die Treppe hinunter auf den Korso.

Er geht bei dem Laden eines Hutmachers vorbei und bleibt vor dem Fenster stehen. Der Hutmacher kommt herausgeschossen, ergreift ihn am Ärmel und fragt, ob Exzellenz nicht einen neuen Hut befehlen, denn er sieht wohl, daß der Hut, den Exzellenz tragen, nicht mehr geht; vielleicht kann man ihn noch einmal auffärben lassen, aber dazu würde er auch nicht raten, denn der Filz ist grob, und die Form ist unmodisch, und man hat dann doch immer eine Ware zweiter Sorte, der Kenner legt seinen alten Hut ab und kauft sich einfach einen neuen; wenn man gut angezogen sein will, so kommt man auf die Weise am besten und schließlich auch am billigsten fort, denn der Schwitzrand erscheint ja nach ein paar Wochen doch wieder, und wenn das Auffärben noch so gut gemacht ist. Hier hat er nun unseren Filelfo schon längst in seinen Laden gezogen und ihm einen Stuhl hingesetzt, und führt ihm Hüte vor, die er auf den gespreizten Fingern der linken Hand hält, indem er sie mit der rechten herumdreht, damit Filelfo sie von allen Seiten betrachten kann. Das sind aber schöne modische Hüte aus steifem Filz mit schmaler Krempe, und weiche Hüte mit breitem Rand, mit Federn, mit Agraffen, mit Medaillen, mit Bändern, mit Schleifen; Hüte aus Biber, aus Hase, aus Kanin; glatte Hüte und Hüte, die wie aus Pelzwerk aussehen. Aus Schubladen, aus Kisten, aus Schachteln, aus Auszügen kommen die Hüte hervor; sie häufen sich auf dem Tresen, einer wird in den anderen gesteckt; dieser wird geprobt, und Filelfo wird vor den





Spiegel geführt, jener wird verächtlich zur Seite geschoben.

Filelfo findet in der Tat einen Hut, der zu dem kostbaren, schwarzsamtenen Anzug mit Spitzen steht; einen weichen, schwarzen Biberhut mit weißer Straußenfeder. Der Hutmacher rät ihm, ihn gleich auf dem Kopf zu behalten; er wird den alten Hut durch seinen Laufburschen zum Palast Seiner Exzellenz bringen lassen. Filelfo ist einverstanden, und indem er geht, unter den Bücklingen des Hutmachers, bestimmt er, daß der alte Hut in den Palast Seiner Exzellenz des Neffen des Heiligen Vaters geschickt werden soll.

Auch feine schwarzseidene Strümpfe und Lackschuhe mit silbernen Schnallen erhält Filelfo von entgegenkommenden Geschäftsleuten auf die Weise, wie er den Hut erhalten hat.

Vor dem Palast Seiner Hoheit des Neffen des Heiligen Vaters steht ein schöner Reisewagen, der bis oben bepackt ist. Der Kutscher sitzt auf dem Bock und hält seine Peitsche unbeweglich in der Luft, die Pferde stehen ruhig, eines reibt sich die Nase am rechten Vorderbein und klingelt dabei mit den Schellen. Filelfo bleibt stehen und betrachtet den Wagen; ein Herr in schwarzem Anzug tritt zu ihm, fragt, ob Hoheit die Abfahrt befehlen, und öffnet den Schlag, Filelfo setzt sich, der Herr in schwarzem Anzug steigt zu dem Kutscher, und nun rasselt der Wagen eilig los, biegt um die Ecke und fährt ohne Aufenthalt durch die Stadt, aus dem Tor, wo die Wache ihr Gewehr präsentiert, die Landstraße entlang, bis zum Abend. Am Abend hält der Wagen in einer kleinen Stadt vor einem Gasthof, der Herr im schwarzen Anzug öffnet den Schlag und hilft Filelfo beim Aussteigen; dann führt er ihn in die schön hergerichteten Zimmer,

fragt nach den Befehlen, versichert, daß das Essen sogleich kommen werde, und entfernt sich. Das Essen wird von einem hübschen Mädchen gebracht, das ganz rot ist vor Stolz über die Ehre und gern etwas erzählen möchte, wenn es die Ehrfurcht zuließe; Filelfo ißt, es wird abgedeckt, und er steigt mit heiterem Gemüt in ein hochgetürmtes und sauberes Bett.

Und so geht es nun Tag für Tag, bis Filelfo in Neapel ist, wo er im Palast des Bischofs aussteigt.

Man muß aber wissen, daß der Bischof von Neapel ein Mann ist, von welchem dem Heiligen Vater berichtet wird, daß er große Ausgaben macht und die Einkünfte seines Bistums in Unordnung bringt. Der Heilige Vater hat deshalb beschlossen, ihm seinen Neffen zu schicken, der ihn vermahnen soll und ihm drohen, daß er einen Koadjutor bekommen wird, wenn er sich nicht ändert. Der Neffe des Heiligen Vaters aber ist ein junger Mann, der eben seine juristischen Studien beendet hat und lustige Freunde in Rom hat, und deshalb gerade jetzt nicht gern nach Neapel reisen möchte. Mit dem Heiligen Vater ist jedoch nicht zu spaßen, und so hat Seine Hoheit nicht gewagt zu widersprechen. Der Wagen steht also vor der Tür, die Bedienten Seiner Hoheit haben alle Sachen eingepackt, die er auf der Reise braucht; aber wie Seine Hoheit in den Wagen steigen soll, da geht er in eine Nebenstraße, die bei seinem Palast in die Hauptstraße mündet, und verschwindet. Die Leute wissen nicht, wo er ist und suchen ihn im ganzen Palast. In diesem Augenblick steht mit einem Male Filelfo vor dem Palast. Der Kutscher mit den Pferden gehört zur Post, der Kurier ist ein Neapolitaner, und beide kennen die Hoheit nicht; sie denken, Filelfo ist der Neffe Seiner Heiligkeit und fahren mit ihm ab.

So waren die Dinge in Rom vor sich gegangen. Und während nun Filelfo nach Neapel fährt und in Neapel beim Bischof bleibt, hat Seine Hoheit Zeit genug, sich in Rom unbemerkt an einem Ort aufzuhalten, der ihm sehr schön vorkommt. Zuweilen denkt er wohl, daß einmal eine schreckliche Enthüllung geschehen wird, aber er sagt sich, daß die Enthüllung nicht schöner ausfallen wird, wenn er gleich nach ein paar Tagen in seinen Palast wiederkehrt, und so läßt er denn bis auf weiteres alles auf sich beruhen.

Filelfo wird von dem Bischof empfangen, der ein fröhlicher Mann ist, niemand Böses zufügt, und gern einen guten Wein trinkt und dabei etwas Schönes ißt. Der Bischof hat ein etwas unruhiges Gewissen, wie man sich wohl denken kann, und hält es zunächst für das beste, wenn er einige allgemeine fromme Bemerkungen macht. Filelfo antwortet entsprechend, denn das dicke Buch, in welchem er am Feierabend liest, enthält lauter Leichenpredigten, und so entwickelt sich denn bald ein angeregtes Gespräch. Der Bischof, welcher sich gewöhnlich in weltlicher Gesellschaft befindet, fühlt sich immer unsicherer; Filelfo aber spricht immer glücklicher und heiterer, denn die Schneidergesellen haben ihn stets ausgelacht, wenn er ihnen etwas von seinen Gedanken zum besten gab, und nun darf er lange und viel sprechen, und er sieht, daß seine Worte Eindruck machen. Und so spricht er denn über das Gewissen, über die Seelenruhe des wahrhaft Frommen, über seinen Schlaf, über sein Ende und über das jüngste Gericht. Dem Bischof bricht der Angstschweiß aus, so eindringlich spricht Filelfo. Er hat nicht viel studiert. Er hat aber eine sehr hohe Achtung vor den Gelehrten. Er findet, daß sie meistens tugendhaft sind und sehr sparsam leben. Er selber gibt viel Geld aus

und macht sich darüber Vorwürfe; aber er weiß nicht, wie er es ändern soll, und denkt, wenn er ein Gelehrter wäre, so wüßte er es.

In dem dicken Buche Filelfos steht eine Predigt über den Tod eines Mannes, der immer köstlich aß und trank, sich in teure Stoffe kleidete und in einer Sänfte tragen ließ. Sie hat auf Filelfo stets einen sehr großen Eindruck gemacht, und er hat sie so oft gelesen, daß er sie auswendig kennt. Wie er mit dem Bischof an der Tafel sitzt, führt ihn das Gespräch in diese Predigt hinein, und er beginnt sie dem Bischof vorzutragen.

Der Koch hat einen großen Hecht zubereitet, dem alle Gräten herausgenommen sind und der dann wieder so in Ordnung gebracht ist, daß er aussieht, als ob man ihn nicht angerührt hat, seit er aus dem Wasser gezogen ist. Das ist ein Meisterstück seiner Kunst, er erwartet, daß man ihn loben wird, und deshalb hat er sich nicht nehmen lassen, den Hecht selber zu bringen. Er hat frische Wäsche angezogen und hält den Fisch auf der silbernen Schüssel gerade vor sich hin. Eben wie er eintritt, redet Filelfo und erhebt dabei den Finger mahnend, und sagt: „Hütet Euch vor Vollsaufen und böser Gesellschaft; leichtfertige Leute verraten ihre leichtfertigen Herzen im Trunk, und mit Fressen, und mit üppiger Kleidung. Gewöhnt Euch beizeiten zu nützlicher Arbeit, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. Eine fleißige Hand wird mit Ehren reich, wenn sie an einem gottseligen Herzen steht. Haltet das Eurige zu Rat, denn wer da hält, was er hat, der findet, wenn er es braucht. Wo Ihr zu Dienst kommt, seid treu, gehorsam, willig, wahrhaftig und verschwiegen, Gott hilft treuen Dienern fort, und Treue geht durch alle Lande und geht hernieder, Untreue aber trifft ihren eigenen Herrn."

Der Koch wird blaß und läßt die Schüssel fallen; Filelfo sieht ihn strafend an. Der Bischof blickt mit sehr bekümmertem Gesicht auf seinen Teller; er wendet noch nicht einmal den Kopf nach dem Geräusch der fallenden Schüssel.

Die Menschen von heute glauben ja nicht mehr an die Macht des Wortes. Aber in früheren Zeiten war das Wort eine Macht. Der Bischof ruft seinen Sekretär und läßt ihn einen zerknirschten Brief an den Heiligen Vater schreiben, er bittet selber, daß ihm ein Koadjutor beigegeben wird.

Filelfo fährt wieder zurück nach Rom. Der Wagen hält vor dem Palast Seiner Hoheit, Filelfo steigt aus und geht in den Palast. Er geht die Treppe hoch, die Diener kommen an ihm vorbei, sehen ihn verwundert an, aber es wagt ihn keiner zu fragen, was er will. Der Haushofmeister kommt und verbeugt sich tief vor ihm. Filelfo fragt, ob Seine Hoheit zu sprechen ist. Der Haushofmeister antwortet, daß Seine Hoheit nach Neapel gereist ist. „So, so," erwidert Filelfo und geht.

Er geht zu seinem Haus und kommt in seine Stube; dort schließt er die Kiste auf und holt seine Kleider vor, die bei der schmutzigen Wäsche liegen; dann zieht er sich um. Den Anzug Seiner Hoheit schlägt er sorgfältig in das reine Tischtuch, fügt den Hut, die Strümpfe und Schuhe bei und trägt alles zum Palast Seiner Hoheit. Der Haushofmeister empfängt ihn, und er sagt von seinem Meister, er bringe den Anzug, und er solle Empfehlungen bestellen. Wenn etwas befohlen werde, so komme der Meister angeflitzt, er dränge sich nicht auf und laufe seinen Kunden nicht das Haus ein. Er habe ein gutes Maßgeschäft und keinen Laden. Er bediene reell und pünktlich. Er verstehe sich nicht bloß auf die

italienische Arbeit, er verstehe sich auch auf die spanische und französische Arbeit. Seine Hoheit könne sich auf ihn verlassen wie auf sich selber.

Dann packt er Anzug, Hut, Stiefel und Strümpfe aus, faltet das Tischtuch wieder, nimmt es unter den Arm, macht eine Verbeugung und geht.

Der Meister fragt ihn, wo er so lange Tage gewesen ist; er schweigt, gibt der Meisterin das Tuch und setzt sich auf seinen Tisch. Die anderen Gesellen fragen, stellen Vermutungen auf, er schweigt. Und so ist in der Werkstätte denn alles wieder im gewohnten Gang.

Seine Hoheit kommt wieder in den Palast, etwas abgemagert und blaß, denn er hat einige Tage und Nächte mit seinen Freunden zusammengesessen und hat mit ihnen viel getrunken. Seine Heiligkeit befiehlt ihn zu sich und umarmt ihn; Seine Heiligkeit hätte nie gedacht, daß er solche Gaben besitzt, der Bischof von Neapel ist ein ganz anderer Mensch geworden und spricht immer nur mit der größten Verehrung von Seiner Hoheit, dem er die Wandlung in seinem Innern verdankt, dessen Einfluß man es zuschreiben muß, daß er nun ein echt apostolisches Leben führt.

---

# Die Repetieruhr

Eine Barke gleitet langsam und zierlich den Po abwärts. Ihr großes Segel wird leicht geschwellt durch einen sanften, angenehmen Wind; ein Mann steht am Steuer, ein anderer hantiert das Segel; die übrige Mannschaft sitzt auf dem Rand der Barke, läßt die nackten Beine über Bord baumeln, hat die muskelstarken Arme über der haarigen Brust zusammengeschlagen und erzählt sich schöne Geschichten von Leuten, die früher kein Geld hatten und dann sehr reich geworden sind.

Eine vornehme Gesellschaft fährt mit der Barke, von Herren in goldbrokatenen Stoffen, mit Spitzenmanschetten, mit brillantenbesetzten Degen; auch einige Damen sind in der Gesellschaft.

Man wird sich nicht wundern, daß sich auch Lange Rübe auf der Barke befindet. Lange Rübe ist ein Kavalier, der sich überall sehen lassen kann; seine Unterhaltung ist interessant, fesselnd und belehrend, er beherrscht die Umgangsformen der guten Gesellschaft besser als diese selber, und sein Schneider bedient außer ihm nur noch Herzöge und Grafen, das ist Prinzip bei ihm.

Lange Rübe sitzt neben einem jungen Herrn, der in Padua Jurisprudenz studiert. Der junge Mann ist sehr fein angezogen. In der Hacke seiner Strümpfe ist sein Monogramm eingestickt. Das ist das Neueste, das man hat; er zieht die Schuhe aus und zeigt Lange Rübe das Monogramm. Er spricht so gut Französisch, daß er sich im Italienischen nur fehlerhaft ausdrücken kann. Er er-

zählt gelegentlich von den großen Gütern seines Vaters, aber es fällt Lange Rübe auf, daß er einmal über die Unzuverlässigkeit der Bäckergesellen klagt, die schon manches schöne Geschäft durch ihre Nachlässigkeit und Unsauberkeit ruiniert haben, wenn der Besitzer nicht aufpaßt, denn die Kunden sind nicht so dumm, wie man denkt, sondern sie merken es ganz genau, wo es in einer Bude schweinisch hergeht.

Der junge Herr besitzt eine Taschenuhr. Eine Taschenuhr ist das Neueste, das man hat. Er zieht sie aus der Tasche und zeigt sie Lange Rübe; Lange Rübe hat noch keine Taschenuhr gesehen und bewundert das Werk und das kostbare goldene Gehäuse und die fein gearbeitete Kette; der junge Herr drückt auf einen Knopf, und die Uhr schlägt die Stunde, die man gerade hat; die anderen Herren, die Damen versammeln sich um die beiden, hören verwundert zu, wie die Uhr schlägt, betrachten sie von außen, lassen sie sich öffnen und betrachten das Innere; auch von ihnen hat noch niemand eine Taschenuhr gesehen. Der junge Herr erzählt, daß diese Uhren in Deutschland gemacht werden, daß man sie nur durch besondere Geschäftsverbindungen bekommen kann, daß sie sehr kostbar sind, denn diese allein hat schon hundert Goldstücke gekostet, und es gibt noch kostbarere, denn sein Vater hat eine, die hat fünfhundert Goldstücke gekostet, er braucht eine Uhr, denn wenn er nicht weckt, von selber stehen die Leute doch nicht auf.

Und so vergeht denn die Zeit auf der Barke unter allerhand Gesprächen, Erzählungen und Scherzen.

Der junge Herr wird plötzlich blaß und schaut mit irrem und hilflosem Blick umher. Teilnehmend fragt Lange Rübe, was ihm ist, er antwortet eilig mit zuckenden Lippen lächelnd, ihm sei gar nichts, er fühle sich im

Gegenteil wunderbar angeregt durch die geistreiche Gesellschaft. Verstohlen betrachtet er seine Hosenbeine, sieht unter die Bank. Lange Rübe flüstert ihm ins Ohr, er sehe seine Bewegungen, wahrscheinlich habe er einen Floh; diese Tiere springen einen eben überall an. Hastig verneint der junge Herr; Lange Rübe besteht auf seiner Vermutung und schlägt ihm vor, er wolle seinen Mantel ihm mit über die Beine schlagen, dann könne er sich ordentlich kratzen.

Hier erklärt nun der junge Herr plötzlich, seine Uhr sei ihm gestohlen. Er wolle ja niemanden beleidigen, denn es seien nur feine Herrschaften auf der Barke, aber seine Uhr sei fort. Er habe die ganze Zeit auf diesem Platz gesessen, und seine Uhr sei nicht mehr da.

Lange Rübe spricht mit ernster Miene: „Nehmen Sie sich in acht, junger Mann, was Sie sagen. Ich sehe hier nur Kavaliere auf dem Schiff. Ich selber will nichts gehört haben; aber ich garantiere nicht für die anderen Herren, wenn einer von ihnen eine solche Bemerkung vernimmt; mancher von ihnen hat schon seine zehn Duelle gehabt; ich selber bin ein ruhiger, kaltblütiger Mann, aber man kann in Lagen kommen, wo man seinen Degen gebraucht; ich habe ihn auch schon gebraucht, so kaltblütig und besonnen ich bin; und mit Erfolg habe ich ihn gebraucht, mein Herr."

Der junge Herr schwitzt. Er klagt Lange Rübe, die Uhr habe zwanzig Goldstücke gekostet, er trage sie heute zum ersten Male, und sein Vater, dem er vorgeredet habe, er gebrauche eine solche Uhr bei seinem juristischen Studium, habe ihn noch ermahnt, er solle sie sich nicht stehlen lassen, denn eine zweite kaufe er ihm nicht. Lange Rübe wiegt bedenklich den Kopf und erwidert nur, es seien eben lauter Kavaliere auf der Barke, und er rate aus

beſtem Herzen dem jungen Herrn, ſeinen Verluſt zu verſchweigen.

Die Barke fährt an einem Dorf vorbei. Es iſt Sonntag. Geputzte Bauern und Bäuerinnen kommen aus der Kirche, das Gebetbuch unterm Arm, den Roſenkranz in der Hand; ſie gehen in kleinen Trupps zwiſchen den Maisfeldern. Von der Kirche ſchlägt es in abgemeſſenen Schlägen laut zwölf Uhr.

Plötzlich beginnt in der Taſche von Lange Rübe mit ſilberhellem Klang die Uhr des jungen Mannes zu ſchlagen.

Man muß ſich über die Unvorſichtigkeit von Lange Rübe nicht wundern. Er wußte ja nichts von den Taſchenuhren und konnte nicht wiſſen, daß dieſe von ſelber ſchlagen würde.

Der junge Herr iſt plötzlich verändert. Mit ſehr kühlem Ausdruck ſagt er, der Herr Kavalier, und er betont das Wort „Kavalier", habe wohl einen kleinen Scherz machen wollen. Die Uhr in der Taſche ſchlägt inzwiſchen immer weiter. Der Scherz habe ihm auch ſehr viel Spaß gemacht. Aber nun ſei der Zweck ja erreicht, und er werde gewiß ihm die Uhr wieder zurückgeben. Hier ſchlägt die Uhr den letzten Schlag.

Verſtimmt greift Lange Rübe in die Taſche und reicht ihm die Uhr mit der Kette. Der junge Herr beſieht ſie ſich von allen Seiten, öffnet ſie, beſieht ſie ſich von innen, dann ſteckt er ſie ein; er behält die Hand in der Taſche, in welche er die Uhr geſteckt hat. Nun fährt er fort und ſpricht.

Er könne dem Kapitän der Barke Anzeige erſtatten. Das könne er, und dann werde der Herr Kavalier, er betont wieder das Wort „Kavalier", in das Gefängnis ſpazieren. Es ſei ſogar eigentlich ſeine Pflicht, dem

Kapitän Anzeige zu erstatten. Hier sieht er, wie Lange Rübe den Griff seines Degens faßt, und er fährt schnell fort, er wolle von seinem Recht nicht Gebrauch machen. Lange Rübe zieht seine Hand zurück, und der junge Herr fährt fort, es sei sogar sittlich, wenn er von seinem Recht keinen Gebrauch mache, denn vielleicht habe der Herr Kavalier, er betont dieses Mal das Wort „Kavalier" nicht, nur in einer augenblicklichen, wie soll man sagen, Verblendung gehandelt. Freilich, ein Mann aus gutem Hause werde ja nie so handeln.

Lange Rübe schweigt und senkt den Kopf, der junge Herr wird immer selbstbewußter, beginnt ihm auszumalen, welche Folgen seine Handlung für ihn hätte haben können, und stellt ihm endlich vor, wie der ehrliche Mann jedem ins Gesicht sehen kann und nichts und niemanden zu fürchten braucht. Er wird durch seine Worte selber gerührt, auch Lange Rübe wird gerührt. Sie reichen sich die Hände, drücken und schütteln sie.

Nun schweigen sie eine Weile und betrachten die auf und ab gehenden Menschen in der Barke, die Matrosen, welche auf dem Bordrand sitzen, der junge Herr sieht sich die Dielenritzen genau an; dann fragt er Lange Rübe, wer die anderen Herrschaften auf der Barke sind; Lange Rübe erzählt ihm, der junge Herr hört ihm zu und wird immer begieriger, die Geschichten zu hören, welche ihm Lange Rübe mitteilt, denn Lange Rübe verkehrt nur in der ersten Gesellschaft.

Aber da klingelt der Kapitän der Barke. Die Barke legt an, die Brücke wird an Land geschoben, die Herrschaften steigen aus, die Kavaliere und die Damen, auch Lange Rübe und der junge Herr steigen aus. Der junge Herr schüttelt Lange Rübe zum Abschied die Rechte mit beiden Händen; er hat sich so gefreut, ihm näher treten

zu dürfen. In wenigen Minuten ist der Landungsplatz leer, und alle, die auf der Barke fuhren, sind in den verschiedenen Straßen der Stadt verschwunden.

Als der junge Mann allein ist, fällt ihm ein, nach seiner Uhr zu tasten. Er tastet: die Uhr ist verschwunden; dieses Mal hat er sie nicht wieder zurückbekommen.



# Die verdoppelten Skudi

Lange Rübe hat zwei gebackene Hähnchen gegessen und Pietrino zwei halbe gebratene Enten. Dazu haben sie noch vier Flaschen Barolo getrunken. Der Kellner kommt, zieht mit einer zärtlichen und liebevollen Verbeugung einen Papierblock aus der Tasche und macht die Rechnung. Lange Rübe holt eine Geldbörse vor und wirft sie mit gleichgültiger Bewegung auf den Tisch. Die Börse enthält lauter Goldstücke, man sieht das durch die grünseidenen Maschen. Der Kellner macht runde Augen.

Die Rechnung liegt auf dem Tisch, und es stellt sich heraus, daß sie acht Skudi beträgt. Lange Rübe merkt zwar, daß der Kellner sich um zwei Skudi verrechnet hat, natürlich zu seines, des Kellners Gunsten; aber er hält es für unpassend, ihm das Versehen aufzumutzen. Er beschließt, ihm noch zwei Skudi Trinkgeld zu geben, zieht ein Goldstück von zwanzig Skudi aus der Börse, und schiebt es dem Kellner zu.

Der Kellner legt ein Goldstück von zehn Skudi hin und zählt die übrigen zwei Skudi in kleinem Silber und in Kupfer auf. Mit einer eleganten Handbewegung streift er das große Goldstück vom Tisch und dabei nimmt er unversehens das kleine mit, das er eben aufgezählt hatte.

Das ist denn Lange Rübe aber doch zu unverschämt. Er fragt, ob der Nille ihn etwa für einen Hautzen halte,

7*

daß er ihm den Kies vor der Nase dschornen wolle.* Der Kellner erbleicht, gibt das Goldstück wieder heraus; Lange Rübe weist jetzt auf den Rechenfehler hin; der Kellner zählt noch zwei Stubi auf; und Lange Rübe steckt ruhig alles in seine Börse, indessen der Kellner beschämt fortschleicht.

Pietrino macht eine halblaute Bemerkung, daß man diesen Kaffern doch einmal kommen müsse, und Lange Rübe nickt dazu bestätigend mit dem Kopf.

Die beiden sitzen nun noch eine Weile an ihrem Tisch, reden nichts und blinzeln nur mit den Augen vor Sattigkeit. Es ist weiter niemand in der Wirtschaft. Der Kellner fängt eine Fliege, drückt sie mit den Fingern tot und wirft sie auf die Erde; dann nimmt er entschlossen die Serviette unter den Arm und tritt zu den Gästen.

Er hat ein Anliegen. Er bittet um Entschuldigung, daß er die Herren nicht gleich erkannt hat. Er hat schon längst den Wunsch gehabt, einmal solche Herren kennen zu lernen. Nämlich er kommt doch viel mit Menschen zusammen, er könnte den Herren vielleicht nützlich sein. Ein Kellner kann viel tun, wenn er will.

Lange Rübe merkt, daß der Kellner etwas Bestimmtes im Auge hat. Er tut, als ob er nichts hört, und mahnt Pietrino, daß sie an den Aufbruch denken müssen.

Der Kellner rückt mit seinem Plan heraus. Viele Kellner machen ein hübsches Geschäft, indem sie Soldi unterbringen. Sie zahlen zwanzig Prozent des Nominalwertes, die Herrschaften haben keine Unannehmlichkeiten weiter, sie haben gleich ihr Geld, jedes Risiko fällt weg, und sie können auf einen sichern Absatz rechnen.**

---

* Worte aus der Spitzbubensprache: Ob der Dieb ihn für einen Dummkopf halte, daß er ihm das Geld vor der Nase stehlen wolle.

** Er schlägt ihnen vor, falsche Soldi unterzubringen, er hält sie für Falschmünzer.


A. Tenn



Lange Rübe sieht Pietrino an und lacht. Pietrino lacht auch. Der Kellner wird verlegen und will sich zurückziehen, da ihm plötzlich zweifelhaft wird, ob er sich nicht in den beiden Herren geirrt hat. Aber Lange Rübe antwortet ihm, derartige kleine Geschäfte kämen für sie nicht in Frage, außerdem wüßten sie nichts von ihnen, sie lebten auch eigentlich schon von den Geschäften zurückgezogen; und was man sonst in einem solchen Fall sagt.

Der Kellner holt sich einen Stuhl und setzt sich. Wenn die Herren kein Vertrauen zu ihm haben, gut, er hat es zu den Herren. Er ist offen. Und nun erzählt er, daß er seit einem Jahre in dieser Wirtschaft ist und sich schon tausend Skudi gespart hat. Pietrino gibt einen Pfiff von sich und sieht Lange Rübe an. Lange Rübe trommelt mit den Fingern auf der Tischplatte, schweigt und fragt dann den Kellner, er wolle das Kapital gewiß anlegen? Der Kellner stimmt freudig erregt bei.

Lange Rübe sagt nun, es gebe ja verschiedene Arten von Kapitalanlage. Er selber, wie gesagt, befasse sich eigentlich nicht mit solchen Geschäften. Aber er habe gehört, daß es Leute gibt, die aus einem Skudo zwei machen können. Er weiß nicht, wie sie es machen; aber sie machen es und verdienen ganz schön damit. Man gibt ihnen die Skudi und kriegt sie den andern Tag doppelt wieder. Für je hundert Skudi muß man fünf Skudi Schlagerlohn bezahlen.

Der Kellner beschwört Lange Rübe, ihm einen solchen Mann zu nennen. Lange Rübe hat schon viel Undankbarkeit in seinem Leben erfahren, er ist nicht mehr so, wie er früher war. Er lebt für sich, er lebt für seine Freunde, die übrige Welt geht ihn nichts an. Er blickt wieder auf Pietrino und mahnt zum Aufbruch. Pietrino trinkt aus, die beiden erheben sich.

Der Kellner weint beinahe vor Aufregung. Er wendet sich an Pietrino. Ein solches Geschäft hat er schon immer machen wollen. Er hat eben nicht die Verbindungen. Wenn er erst die Verbindungen hat, dann braucht er ja niemanden mehr. Aber ohne Verbindungen kommt eben der Mensch zu nichts im Leben. Ihm geht es immer so. Andere werden reich. Er hat das Nachsehen.

Die beiden haben die Mäntel schon angezogen. Pietrino legt bei Lange Rübe ein gutes Wort für den Kellner ein, indem er ihm leise ins Ohr flüstert. Lange Rübe läßt sich bewegen. Er sagt zu dem Kellner, er soll ihn heute abend zehn Uhr an der Straßenecke erwarten und das Geld mitbringen; er wird ihn abholen und mit ihm zu einem Geldschläger gehen. Der dankbare Kellner macht ihm Versprechungen; Lange Rübe schneidet alles ab und erklärt, daß er nur aus Menschenliebe handelt.

Also zehn Uhr abends treffen sich die beiden. Es ist heller Mondenschein; Lange Rübe führt den Kellner durch Straßen und Gassen, indem er ihm sagt, daß er sich den Weg merken soll, er bringt ihn vor ein Haus, das er sich einprägen muß, denn Lange Rübe kann ihn natürlich nicht jeden Abend begleiten; der andere beteuert auch, daß es ihm genüge, wenn er nur erst die Verbindung habe; die beiden gehen die Treppe hinauf und treten in eine Stube.

In der Stube sitzt Pietrino und lacht, als er das erstaunte Gesicht des Kellners sieht. Lange Rübe ermahnt die beiden noch, vorsichtig zu sein, und dann geht er.

Es stellt sich heraus, daß der Kellner zwar die tausend Skudi bei sich hat, aber sie nicht ohne jede Sicherheit dem ihm doch fremden Mann übergeben möchte. Pietrino versteht seine Besorgnisse durchaus, nimmt sie nicht persönlich und wird nicht beleidigt; er hofft, daß er noch öfter Geschäfte mit dem Herrn machen wird und daß der-

selbe dann ihn näher kennen lernt; ihm kann man Millionen anvertrauen; ihm ist schon viel Geld durch die Hände gegangen; er sagt sich: erst kommt die Ehre, dann kommt der Vorteil. Vorteil ohne Ehre — nein! Lieber arm. Aber wie gesagt, er nimmt es dem Kellner nicht übel, wenn er ihn nicht kennt. Er macht ihm einen Vorschlag. Er wird gleich an die Arbeit gehen; es handelt sich um fünfzig Dublonen;* morgen früh sind sie fertig. Der Kellner bleibt so lange da, bis er sie mitnehmen kann.

Der Kellner ist einverstanden. Aber die Verdoppelung der Dublonen ist ein Geheimnis. Man kann es Pietrino nicht übelnehmen, wenn er nicht möchte, daß man ihn bei seiner Arbeit beobachtet. Er hat nebenan seine Schlafkammer; der Kellner kann in die Kammer gehen, er kann sich ja in Pietrinos Bett legen, wenn er will und kann schlafen.

Der Kellner ist verlegen. Pietrino sieht ihn an, lacht, geht zur Tür, schließt sie ab und reicht dem Kellner den Schlüssel. Nun kann Pietrino doch nicht heimlich mit dem Geld entweichen, während der Kellner schläft. Der Kellner nimmt den Schlüssel, wird rot, murmelt, daß er so etwas nicht gedacht habe, steckt aber den Schlüssel in die Tasche.

Dann holt er die Börse mit den fünfzig Dublonen vor, legt sie auf den Tisch und geht in die Kammer, deren Tür er hinter sich zuzieht. Pietrino verhängt das Schlüsselloch, der Kellner legt sich halb angezogen auf das Bett und stellt sich vor, wie er die verdoppelten Dublonen gegen richtige umtauschen wird, die er dann abermals verdoppeln läßt; er bedauert nur, daß er das Kapital um fünfzig Skudi verringern muß, die Pietrino für das Schlagen verlangt; aber er hofft, daß später Pietrino wird mit sich handeln lassen und das Schlagen billiger macht.

Indem er so mit seinen Gedanken beschäftigt ist, wird

* Eine Dublone = 20 Skudi.

draußen stark an die Tür geklopft. Er hört, wie Pietrino fragt, wer etwas von ihm wolle; die Antwort kann er nicht verstehen, aber er spürt, daß Pietrino Angst hat. Er springt vom Bett auf und lauscht an seiner Tür. Der Wortwechsel draußen wird bedenklicher; er hört einen lauten Krach; die Tür ist gesprengt und jemand ist in das Zimmer getreten. Nun vernimmt er Bitten und Jammern Pietrinos, barsche Antworten des Fremden; es wird von Falschmünzerei gesprochen, von Polizei und Gericht; das Geld klingelt, es wird in die Börse getan. Er hat sich wieder ganz angezogen, öffnet das Fenster und bedenkt, ob er nicht fliehen kann; aber es ist keine Möglichkeit, an dem Haus herunterzuklettern; es bleibt ihm nichts übrig, als unter das Bett zu kriechen.

Nun wird auch die Kammertür aufgerissen. Einer leuchtet unter das Bett und zieht ihn am Bein vor. Er läßt sich ziehen, und wie er vorgezogen ist, steht er betrübt auf. Der Häscher holt einen Strick aus der Tasche, bindet ihm die Hände auf den Rücken und gibt ihm Befehl, zu gehen. Er geht neben Pietrino die Treppe hinunter, hinter ihnen kommt der Häscher, der die Börse in der Hand hat.

Auf der Treppe flüstert Pietrino ihm zu, bei der ersten Ecke solle er laufen; er solle rechts fliehen, und Pietrino wolle zugleich nach links ausrücken.

Bei der ersten Ecke flieht der Kellner. Wenn der Häscher gewollt hätte, dann hätte er ihn einholen müssen, denn da er gebunden ist, so kann er nicht schnell vorwärts, und der Mondschein macht die Straße fast tageshell. Aber der Häscher verfolgt ihn nicht; Pietrino rückt auch nicht aus. Die beiden bleiben zusammen, denn der Häscher ist natürlich Lange Rübe.

---

# Das Bett

Die Frau des Polizeihauptmanns Tromba war bei der Frau des Stadtrichters Matta gewesen. Matta ist Richter und Tromba ist nur Polizeihauptmann; das müßte gewisse Schranken für die weibliche Einbildungskraft setzen, sollte man meinen. Es setzt aber diese Schranken nicht. Die Frau des Richters Matta hat ein Fremdenzimmer, weil vornehme Leute zuweilen Besuch vom Lande bekommen. Tromba bekommt zwar keinen Besuch vom Lande, aber seine Frau findet, daß sie reichlich ebenso vornehm ist wie die Frau des Stadtrichters Matta, denn Frau Matta ist eine reiche Fleischerstochter gewesen und sie eine reiche Bäckerstochter; und deshalb ist es notwendig, daß sie auch ein Fremdenzimmer hat.

Tromba wünscht verschont zu werden und wird nervös. Beppina tröstet ihn und sagt, wenn die Mutter erst einmal gestorben ist, dann führt sie dem Vater die Wirtschaft, und dann bäckt sie auch jeden Tag Eierkuchen, und wenn er seinen Teil nicht ganz aufißt, dann schadet das nichts, dann ißt sie ihn mit. Tromba hebt sie hoch, küßt sie und sagt, sie ist ein Engel. Die Frau wischt Staub im Zimmer und wirft Gegenstände, welche sie abwischt, mit merklichem Knall an ihre Stelle. Das leere Zimmer hätte man nämlich; es liegt eine Treppe höher auf dem Boden und hat eine schöne Aussicht, genau wie das Fremdenzimmer der Frau Stadtrichter Matta. Man hätte auch die Bettstelle und die anderen Möbel. Es fehlt nur das Bett. Und sie findet, wenn man Polizei-

hauptmann ist, dann hält man einfach eine Haussuchung ab, und es wäre doch merkwürdig, wenn man da nicht ein Bett fände, das man mit Beschlag belegen kann.

Tromba sagt sich, daß er eine Gemeinheit begeht. Aber was nutzt ihm alles, er muß Ruhe haben. Er kommt nicht zum Arbeiten. Also, er macht eine Haussuchung bei Lange Rübe.

Lange Rübe kann sich natürlich denken, wie die Haussuchung zu erklären ist, und macht bissige Bemerkungen über Ehrenmänner, wie sie beide, welche wissen, was sie sich gegenseitig schuldig sind, über das Unvermutete des Besuches, und über die Mühe, welche sich Tromba hätte sparen können, wenn er seinen Wunsch gegen Lange Rübe geäußert hätte. Tromba kann ihm nichts erwidern, denn Lange Rübe hat ja recht; und so erfüllt er denn mit den Häschern seine Pflicht, ohne Lange Rübe zu antworten. Lange Rübe kann sich nicht ausweisen über den Erwerb eines guten Bettes, eines Bettes mit Roßhaarmatratze und Daunendecke; und so wird das Bett denn mit Beschlag belegt.

Tromba übt in den ehelichen Kämpfen die bekannte Strategie, welche man auch von anderen Ehemännern erzählt. Zunächst wird er immer geschlagen und muß dann den Willen der siegreichen Frau erfüllen. Wenn er das aber getan hat, so ist die Frau in schwächerer Verfassung, weil ihre Geisteskräfte in Anspruch genommen sind durch das Bedenken, wie sie das Gewonnene verwertet; und nun dreht er sich um und greift seinerseits an. Das Bett wird also gebracht; die Häscher stellen die Bettstelle auf und legen das Bett hinein, verweigern ein Trinkgeld anzunehmen, und gehen mit höflichen Empfehlungen. Frau Tromba steht im Fremdenzimmer und überlegt, wie sie die Vorhänge aus einem

alten Stoff herstellt; Tromba geht auf und ab, die Hände auf dem Rücken, pustet und stößt abgebrochene Laute aus.

Ein Gauner ist auch ein Mensch. Lange Rübe hat nicht gleich ein Bett wieder. Wo soll er denn schlafen? Anständige Menschen nehmen Rücksichten. Tromba hat aus freien Stücken Lange Rübe erklärt, wenn er wieder ein Bett habe, das geht ihn nichts an, er weiß nichts davon, er will nichts davon wissen, ist seine Sache nicht. Er will nichts mehr hören von Betten. Er kann sich nicht um jedes Bett kümmern, das es in Rom gibt. Wenn Tromba zum Kaufmann geht und etwas kauft, der Kaufmann macht ihn doch dumm und nimmt ihm ab, was er kriegen kann, und lügt ihm noch vor, daß er ihm seine Ware zur Hälfte schenkt. Wenn der Bauer etwas in die Stadt bringt, und die Leute haben Hunger, und es ist nichts sonst auf dem Markt, dann verlangt er das Dreifache, und wenn sie es ihm geben, dann steckt er das Zehnfache ein. Sind die denn anders wie der Gauner? Aber denen hat die Polizei nichts zu sagen, die werden vom Staat beschützt, ja, die kommen womöglich noch und machen Anzeige, wenn ein Gauner bei ihnen gewesen ist. Als ob der Gauner nicht auch sein Leben in Mühe und Schweiß verdient. Und überhaupt, die Polizei lebt von den Gaunern. Wenn die Gauner nicht wären, dann brauchte man die Polizei auch nicht. Das sagt man sich alles, wenn man ein Mann ist. Aber ein Weib, wenn sich ein Weib eine dumme Idee in den Kopf gesetzt hat, dann muß das geschehen. Dann muß das geschehen, und wenn der Himmel einstürzt. Alles einerlei.

Vielleicht denkt sich Frau Tromba, daß sie ja nun ihr Bett hat, und daß es für die Gesundheit eines Mannes immer besser ist, er tobt sich aus, statt den Ärger hinunterzuschlucken; vielleicht ist sie aber auch wirklich zu sehr mit

der Frage der Gardinen beschäftigt; jedenfalls widerspricht sie nicht. Nach gewöhnlicher Psychologie müßte ja nun Trombas Zorn abnehmen; aber bei Tromba, wie bei manchen anderen Männern, wenn sie in ähnlichem Fall sind, steigert er sich jetzt.

Lange Rübe muß natürlich wieder ein Bett haben. Einerseits tut ihm ja Tromba leid; Tromba kann mit den Weibern eben nicht fertig werden; andererseits ist es Lange Rübe auch nicht zu verübeln, wenn er auf Tromba wütend ist, denn eine Gemeinheit bleibt es schließlich, ihm das Bett abzuholen.

Lange Rübe nimmt sich also einen befreundeten Droschkenkutscher und fährt mit ihm zu Trombas Haus. Der Wagen hält unten, Lange Rübe steigt aus, tritt in das Haus, geht die Treppen hoch bis unter das Dach, öffnet das Fremdenzimmer und packt das Bett in zwei mitgebrachte große Säcke. Die nimmt er auf die Schultern und geht still wieder die Treppe hinunter.

Man geht in solchem Fall bekanntlich stets rückwärts die Treppe hinunter; wenn jemand einen sehen sollte, dann kann man immer gleich so tun, als steige man nach oben und sagt, man bringe die Säcke zu einem Herrn Francesco, der ja wohl in diesem Haus wohne, mit einer schönen Empfehlung von Herrn Augusto. Herr Francesco wohnt nicht in diesem Haus; man schimpft über Herrn Augusto, der einem doch stets die unrichtige Hausnummer nennt, so daß man die doppelte Arbeit hat; die Person, welche einem begegnet ist, bedauert einen, daß man die schweren Packen so hoch geschleppt hat, und gibt einem den guten Rat, sich lieber immer erst unten zu erkundigen, ob man auch recht gegangen ist; dann geht man die Treppe hinunter und hat seine Masematten* in Sicherheit.

* Wort aus der Spitzbubensprache: gestohlene Sachen.

Demnach geht also Lange Rübe rückwärts hinunter. Aber die Bodentreppe ist steil, und wie er eben auf der vorletzten Stufe ist, tritt er fehl, stürzt, die Säcke rollen von den Schultern, und er selber schlägt mit aller Wucht an Trombas Tür. Lange Rübe steht langsam auf und reibt sich das Bein, Tromba öffnet die Tür.

Natürlich tut Lange Rübe ganz selbstverständlich. Er beklagt sich über die Treppe und preist sein Glück, denn er hätte sich ein Bein brechen können bei der Gelegenheit, und das hätte er dann von seinem guten Herzen gehabt. Da aus diesen Ausrufen und Erklärungen nicht zu erkennen ist, was Lange Rübe mit den beiden prallen Säcken will, so fragt Tromba; Lange Rübe tut wieder selbstverständlich und erklärt, in denen sei doch das Bett; er habe gehört, daß der Herr Polizeihauptmann ein Bett brauche, und da er ein Bett überflüssig habe, so bringe er es ihm; der Herr Polizeihauptmann könne es behalten, solange er wolle, bei ihm sei es nicht nötig, und er freue sich sehr, daß er dem Herrn Polizeihauptmann die kleine Gefälligkeit erweisen könne, als ein Ehrenmann dem anderen.

Tromba denkt bei sich, daß Lange Rübe ja verdammt schnell wieder ein Bett gefunden hat, sein Gewissen ist beruhigt; einigermaßen ärgert er sich ja über die Frechheit, daß er es ihm gleich zeigen will, aber dann kann er ihm die Frechheit auch wieder nicht übelnehmen, denn Lange Rübe sieht doch zu komisch aus, wie er da steht mit dem dummen Gesicht. Also er erklärt kurz, er brauche kein Bett weiter, er sei schon versehen. Lange Rübe entschuldigt sich, setzt die Mütze wieder auf und reibt sich das Bein. Tromba fragt, ob es sehr weh tue; Lange Rübe erzählt, daß er mit dem Schienbein gerade auf die scharfe Schwellenkante geschlagen ist, wie er die letzte Stufe

nach oben steigt, er hat die Engel im Himmel pfeifen hören.

Tromba geht in die Stube, bringt eine Schnapsflasche mit einem Glas heraus und gießt Lange Rübe ein. Lange Rübe dankt mit einer höflichen Verbeugung, leert



das Glas und stellt es Tromba wieder zu. Dann sieht er seine beiden Packen an.

Tromba versteht den Blick. Er gibt Lange Rübe die Weisung, daß er sich auf eine Treppenstufe setzt, dann legt er ihm die beiden Packen auf den Rücken; Lange Rübe erhebt sich, dankt von Herzen und geht die Treppe hinunter auf die Straße, wo ihn sein Freund mit der Droschke erwartet.

Als Frau Tromba wieder in ihr Fremdenzimmer geht, fehlt das Bett. Sie stürzt zu ihrem Mann und erzählt es ihm. Die Vorwürfe, welche sie ihm macht, sind berechtigt. Daß die Gauner so frech sind, selbst den Polizeihauptmann zu bestehlen, das muß denn doch an ihm liegen. Bei einem andern würden sie mehr Furcht haben. Tromba sieht ein, daß er den Zwischenfall mit Lange Rübe nicht erzählen darf, und in seiner Bestürzung weiß er gar nichts zu erwidern, sondern schweigt, indessen die Frau den Übergang zum Weinen macht.

Natürlich kann Tromba jetzt nicht noch einmal Haussuchung halten. Aber er hat auch die Aufsicht über die Gewichte und Wagen in den Kaufmannsläden. Deshalb schießen die Kaufleute zusammen und kaufen ihm ein Bett, und so sind denn nun alle Teile zufriedengestellt.

---

# Der Tod der Waschfrau

Vittoria ist eine kluge Person. Alle Leute klagen, daß die Geschäfte so schlecht gehen. Vittoria kann nicht klagen. Nein, sie kann durchaus nicht klagen. Freilich, Verstand muß der Mensch haben. Die Tauben fliegen einem nicht gebraten in den Mund. Fleißig muß er auch sein. Jeden Morgen steht sie um fünf auf. Aber die Arbeit macht ihr auch Freude. Wer ein Geschäft hat, der nehme sich seines Geschäftes an. Feine Leute können von ihren Zinsen leben. Es muß auch Leute geben, die arbeiten, denn wo sollte die Welt sonst wohl hinkommen.

Die Waschanstalten schicken einen Wagen herum mit einem Pferd davor, mit einem Kutscher, der auf dem Bock sitzt und einer Kassiererin neben ihm, welche eine Geldtasche auf der einen Seite und den großen Drücker zu der Wagentür auf der anderen Seite hat. Die Hausfrauen geben ihre Wäsche an die Waschanstalten, aber sie zittern dabei. Sie zittern nicht mit Unrecht, denn in den Waschanstalten wird die Wäsche mit harten Bürsten gerieben, wird von den Rädern der Walzen zerrissen, wird mit Chlor gebleicht, wird ruiniert, wird in Grund und Boden ruiniert.

Vittoria fährt am Morgen mit ihrem Hundewagen fort. Sie stellt den Hausfrauen vor, daß die Arbeiterinnen in den Waschanstalten sich schonen, denn das tut freilich weh, wenn man sich die Knöchel durchwäscht, und die

Bürste fühlt nichts. Vittoria schont sich nicht. Sie wäscht nicht mit Bürste, Walze und Chlor, sie wäscht mit Knochenfett und Muskelkraft. Sie verläßt sich nicht auf ihre Leute, sie wäscht selber. Die Wäsche ihrer Kundschaft ist ihr heilig. Sie sagt sich: arm, aber ehrlich. Das ist auch was wert. Nicht ein Wischtuch geht bei ihr durch fremde Hände, sie macht alles selber. Da kann sie freilich garantieren. Sie hat früher noch zwei Frauen gehabt. Was geschieht? Sie bringen den Chlor morgens unter der Schürze mit. Vittoria hat geweint, wie sie das gesehen hat. Und dann die Löhne jeden Sonnabend! Was bleibt ihr übrig? Die Sorgen, weiter nichts. Nein, jetzt macht sie es anders. Sie hat nur ihre guten Kunden beibehalten, die Kunden, die was verstehen von der Wäsche, die unterscheiden können, was Wäsche von der Waschfrau ist, und was Waschanstaltswäsche ist; an den anderen liegt ihr nichts. Sie holt die Wäsche selber ab mit ihrem Hundewagen und bringt sie selber wieder; zurücklegen kann sie sich ja nichts, sie arbeitet von morgens vier Uhr bis in die Nacht hinein, und die Miete, und die Steuern, und die Abgaben, und was man kauft, alles ist teuer ge-



6*

worden, aber sie denkt, der liebe Gott wird sie nicht verlassen, wenn sie einmal alt ist, der wird schon für sie sorgen, wenn sie nicht mehr kann.

Wenn sie an diese Stelle ihrer Rede kommt, dann wischt sie sich eine Träne aus dem Auge, und die Herrschaften werfen begütigend ein, daß sie ja doch noch eine junge Person ist, erst Mitte Zwanzig, und daß sie noch viele Jahre vor sich hat; damit zählen sie ihr denn die Wäsche vor und Vittoria ergeht sich darüber, daß das viele Planschen im Wasser früh alt macht, denn die Säfte werden erschreckt durch die Nässe. Und wenn sie lauter solche Kunden hätte, wie diese gerade ist! Das ist Wäsche! So ein Hemd hat die Herrschaft vielleicht drei Tage angehabt. Das läßt man einweichen, seift es ein, wäscht es einmal über, zieht es durch das Wasser, wringt es aus und bringt es auf die Leine. Aber da gibt es Herrschaften, vierzehn Tage, drei Wochen tragen sie ihre Hemden! Ja, da kann man sehen, was wirklich feine Herrschaften sind. Das sieht bloß die Wäscherin. Der Schein trügt. Sie könnte viel erzählen!!

Also Vittoria weiß, wie die Herrschaften wünschen, daß man mit ihnen spricht, denn natürlich hat sie eine richtige Waschanstalt; sie hat fünfzehn Arbeiterinnen und arbeitet selber nicht mit, denn das hat sie nicht nötig. Aber das ist eben die Hauptsache für den Geschäftsmann, er muß das Schmeichlerische haben, denn das wollen die Herrschaften hören. Dann macht er auch Geschäfte.

Man wird es verstehen, daß Vittoria ihre Bücher nicht mehr führen kann. Das Geschäft wächst ihr über den Kopf. Und mit Büchern wissen die Frauen eben nicht Bescheid. Also Lange Rübe kommt jeden Sonntag vormittag zwei Stunden und führt ihr die Bücher. Sie erzählt den Herrschaften von ihm. Er schreibt eine Hand

wie gestochen. Die Wäsche hat er ja nun bei ihr, jeden Tag ein frisches Hemd. Der Anzug — eine Herzogin braucht sich nicht zu schämen, am Sonntag nachmittag mit ihm zusammen auszugehen. Und so höflich, so zuvorkommend ist er! Und so ein hübscher Mensch! Die ganze Straße ist in ihn verliebt.

So geht das nun einige Wochen, Vittoria lobt Lange Rübe immer mehr vor den Herrschaften und beschreibt ihn von Kopf bis zu Fuß, erzählt seine Gewohnheiten, teilt sein Lieblingsessen mit, und die Herrschaften kennen endlich Lange Rübe, ohne daß er je ihren Klingelzug in der Hand gehabt hat, so genau, als ob er täglich mit ihnen an einem Tische säße, Gänsebraten mit Grünkohl äße und seine Weltanschauung entwickelte.

An einem Tage nun macht Lange Rübe einen Rundgang bei den Kunden, die er sich aus den Büchern Vittorias auf einen Zettel zusammengeschrieben hat.

Das Dienstmädchen öffnet ihm und steht vor einem feinen Herrn, der den Hut lüftet und fragt, ob er die Ehre haben dürfe, die gnädige Frau zu sprechen. Das Dienstmädchen ist so begeistert, daß es ihn in den Salon führt. Die Dame erscheint, und nun erzählt Lange Rübe mit gebrochener Stimme und schwermütigem Gesichtsausdruck, daß nichts im Hause ist, kein Laken, in das man die Leiche legen kann, kein Geld für das Grab, für den Sarg, für die Träger, nichts, gar nichts. Das nackte Elend. Vittoria ist ein Opfer ihres Berufs. Sie hat nie an sich gedacht, sie hat immer nur an ihre Herrschaften gedacht. Er, Lange Rübe, ist ein Ehrenmann; er würde ja die Kosten tragen, aber seine Verhältnisse sind augenblicklich durch widrige Umstände in einer gewissen Verwirrung. Er weiß nicht, was geschehen soll. Die Verstorbene hat niemanden gehabt, der ihr nahestand. Einer

muß sich doch um die Dinge bekümmern. Er bittet die gnädige Frau um Rat; er ist selber ratlos.

Die Herrschaft begreift, daß Vittoria plötzlich gestorben ist und schlägt die Hände überm Kopf zusammen. So eine junge Frau! Wie ist denn das nur möglich! So eine kräftige, gesunde Person! Ist es denn ein Unglücksfall gewesen?

Lange Rübe erzählt eine verwickelte Geschichte von einem Kessel mit kochender Wäsche, der auf dem Herd steht, einem Hund, der Vittorien zwischen die Beine rennt, einem großen, gelben Fleischerhund, er beschwert sich über die Polizei, die sich um Dinge bekümmert, wo man sie nicht gebraucht, aber, wo man sie gebraucht, da ist sie nicht zu finden; es folgt noch eine Geschichte vom Bader, der Vittoria zur Ader lassen will, aber so erschrickt, daß er sein Werkzeug fallen läßt und fortläuft, und ein Bericht über ihre letzten Augenblicke, und die Worte, die sie noch gesprochen hat; sie hat nämlich immer von ihrer Wäsche gesprochen und hat Lange Rübe das Versprechen abgenommen, daß er den Herrschaften, von denen sie gerade Wäsche im Haus hat, alles ordentlich bringen will, denn sie war arm, aber ehrlich, und das war ihr Stolz. Hier trocknet sich Lange Rübe eine Träne ab, die er ihrem Andenken nachweint.

Die Herrschaft ist bestürzt. Sie hat während der langen Geschichte Zeit gehabt, sich zu überlegen, was Lange Rübe eigentlich möchte, und es ist ihr klar geworden, daß ein Beitrag zu den Beerdigungskosten erwartet wird. Die Herrschaft deutet zart an, daß sie einen solchen bezahlen werde, Lange Rübe weiß nicht, wie er sich in einer solchen Lage benehmen soll, denn für sich selber würde er ja natürlich nie Herrschaften um etwas bitten, und wenn nicht augenblicklich, wie er schon die Ehre hatte

zu sagen, seine Umstände in einer gewissen Verwirrung wären, so hätte er natürlich als Ehrenmann die Kosten für die Beerdigung allein getragen, und er hat bloß einen Rat einholen wollen von der Herrschaft, und die anderen Herrschaften würde er ja gar nicht bemühen, aber von dieser hatte die Verstorbene ihm immer erzählt, daß sie so edel war, und so zieht denn die Herrschaft beschämt die Börse und sagt sich, daß sie doch ein größeres Silberstück opfern muß, denn sonst wirkt sie zu schäbig.

Man kann sich vorstellen, daß Lange Rübe bei den sämtlichen Herrschaften Vittorias herumgeht und eine reiche Ernte hält.

Vittoria kommt pünktlich, um die schmutzige Wäsche abzuholen. Die Herrschaft erschrickt, erstaunt, ist betroffen, wird argwöhnisch; Auseinandersetzungen und Erzählungen kommen; Vittoria erklärt, daß sie Lange Rübe der Polizei anzeigen wird, die Herrschaft teilt mit, daß sie den gespendeten Beitrag für die Beerdigung von der Rechnung abziehen muß, sie muß das aus sittlichen Gründen tun; und Vittoria weint. Die Szene wiederholt sich in allen ihren Häusern.

---

# Der moralische Eindruck

Es ist in ganz Italien eine Mißernte gewesen. Die Bauern erklären, daß sie keine Pacht zahlen können, weil sie noch nicht einmal so viel auszudreschen haben, wie gesät ist. Sie verlangen für den Scheffel Korn das Fünffache des gewöhnlichen Preises, denn es gibt kein Korn, es gibt überhaupt kein Korn, und man hat ihnen schon mehr geboten.

Das Vieh kann man natürlich nicht füttern. Man gibt ihm Spreu. Davon wird es selbstverständlich nicht fett, und die Fleischpreise steigen, weil die Fleischer überhaupt kein anständiges Stück Vieh mehr zu sehen bekommen. Infolgedessen steigen auch die Gänsepreise.

Der Bürgermeister von Velletri ißt gern Gänsebraten. Er macht sich nichts aus den genudelten Gänsen, denn das Fleisch der genudelten Gans ist ein krankhaftes Fleisch: es ist zwar zart, aber es fehlt ihm die Kraft, es fehlt ihm die Würze. Die Gans muß auf die Weide gehen, die gute Weide von Velletri, wo sie die schönen, gesunden Kräuter frißt; dann muß sie ihr Gerstenschrot bekommen; das gibt Kernfleisch; nicht zu viel Fett, das Fett ist eine Selbsttäuschung. Man gibt den Gänsen ja auch wohl Salz zwischen das Schrot, damit sie besser saufen und dadurch größere Lebern bekommen. Auch dagegen ist der Bürgermeister. Es ist gegen die Natur, und ein

Fleisch, das gegen die Natur ist, das ist immer ungesund. Die Bauern von Velletri haben gehört, daß die Gänse in Rom teuer sind; man bezahlt vier, fünf Skudi für die Gans. Natürlich bringen sie ihre Gänse nach Rom; sie haben ja da auch noch den Vorteil, daß sie auch die Tiere verwerten können, die man nicht selber essen kann und die einem zu Hause auch niemand abkauft, weil sie haben geschlachtet werden müssen.

Wenn die Gänse aber in Rom für vier und fünf Skudi verkauft werden können, so kosten sie in Velletri ebensoviel, und das ist natürlich zu viel Geld für eine Gans. Der Bürgermeister rechnet zusammen, daß etwa noch zwanzig Gänse in Velletri sind. Er erklärt, daß zunächst die Verpflegung der Gemeinde selber sichergestellt werden muß, und verbietet, daß diese Gänse ausgeführt werden. Der Gänsepreis in Velletri sinkt auf einen Skudo, und der Bürgermeister kauft sich zum Sonntag eine Gans, eine bessere Mittelgans. Sie macht sich gut, und er ist zufrieden mit ihr. Einen Skudo kann man für die Gans geben; das ist sie wert, wenn es eine gute Gans ist. — Die Bauern von Velletri kommen heimlich zusammen und besprechen die Angelegenheit mit Ser Filippo. Es bricht plötzlich eine Krank-



heit unter den Gänsen aus, eine bis jetzt unbekannte Krankheit, sämtliche Gänse in Velletri sterben und müssen im Mist verscharrt werden. Ser Filippo aber kommt an einem Vormittag in Rom an mit einem Wagen, auf dem eine Hürde mit zwanzig Stück Gänsen steht. Er fährt in das Gasthaus „Zum goldenen Engel“, in welchem die Leute von Velletri immer einkehren, läßt sich eine Stube geben, denn er kann nicht an demselben Tage wieder zurückfahren, und bringt dann seine zwanzig Gänse auf den Markt.

Lange Rübe und Pietrino stehen auf dem Marktplatz und sehen sich das Treiben der Menschen an. Sie erblicken Ser Filippo, und Lange Rübe geht höflich auf ihn zu und erkundigt sich nach dem Preis der Gänse.

Ser Filippo lobt zunächst seine Gänse. Die sind nicht mit Spreu gefüttert, nein! Die sind auf der Weide gewesen, der guten Weide von Velletri, wo sie die schönen, gesunden Kräuter fressen, und dann haben sie ihr Gerstenschrot bekommen. Das ist Kernmast. Das ist kein aufgeschwemmtes Fett. Wenn man die in die Bratpfanne legt, dann legt man etwas hinein. Da gibt es Gänse, wenn sie nachher gebraten sind, dann sind sie so groß wie ein Huhn. Das Fett hat man abgeschöpft, aber was hat man vom Fett? Fleisch will man haben! Hier hat man Fleisch. Zehn Skudi kostet die Gans, die kleinere Sorte kostet acht.

Lange Rübe erschrickt. Zehn Skudi! Pietrino, der teilnahmsvoll dabeisteht, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Ser Filippo zuckt die Achseln. Er kann sie nicht billiger geben. Er täte es ja gern; was tut man nicht für seine Kundschaft; aber es ist nichts zu haben auf dem Lande, rein gar nichts. Das Vieh wird mit Spreu gefüttert. Davon kann es natürlich nicht fett werden.

Solche Gänse gibt es in ganz Rom nicht wieder. Es ist jetzt überhaupt verboten, Gänse nach Rom zu bringen. Diese sind die letzten.

Wir wollen den Handel nicht ausführlich darstellen. Es genügt uns, daß Ser Filippo die Gänse für fünf und vier Skudi abläßt, wie er sich gedacht hatte. Während der Zeit hat Pietrino bei ihm in der Tasche nachgesucht und einen Geldbeutel gefunden, den er einsteckt. Lange Rübe erklärt, daß er in einer Stunde kommen wird, um die Gänse abzuholen, und dann wird er auch das Geld mitbringen.

Da die Absicht nur gewesen war, daß Pietrino den Beutel des Ser Filippo bekam, so läßt sich Lange Rübe natürlich nicht wieder sehen.

Indessen Ser Filippo nun wartet, fragen noch andere Käufer nach den Gänsen, und es zeigt sich, daß die Gänse angezogen haben. Es stellt sich heraus, daß man sie für sechs und sieben Skudi verkaufen kann, für sechs Skudi die gute Mittelgans und für sieben Skudi die prima prima Fleischgans. Also Ser Filippo handelt von neuem, dieses Mal mit dem Koch seiner Heiligkeit; er verkauft ihm seine Gänse; der Koch seiner Heiligkeit winkt seine Leute heran, die sie übernehmen, zieht seinen Beutel und bezahlt.

Wie Ser Filippo das Geld beistecken will, da merkt er, daß er bestohlen ist.

Ser Filippo ist nicht von gestern. In Rom muß man sich vorsehen, da ist es nicht wie in Velletri, wo man bloß mit ehrlichen Leuten zu tun hat. In Rom steckt man nur so viel Geld in die Tasche, wie man notwendig braucht, das übrige läßt man zu Haus. Ser Filippo hat verschiedene Einkäufe in Rom zu machen; der Pfeffer ist ihm ausgegangen, die Klappschnüre, welche die Fuhr-

knechte sich in die Peitschen flechten, gehen auf die Neige, und er will noch ein Tönnchen schwarze Seife mitnehmen. Aber er hat kein Geld beigesteckt, er hat sich gesagt, daß er einstweilen mit dem Geld bezahlt, das für die Gänse einkommt. So ist denn den Spitzbuben nicht viel in die Hände gefallen; schade ist es um den Beutel, der noch fast ganz neu war. Nun, Ser Filippo tröstet sich. Er hat seine vierzig Skudi verdient, denn die Bauern in Velletri wissen ja nicht, daß die Gänse wieder angezogen haben.

Er steigt also auf seinen Wagen, fährt zum „Goldenen Engel", stellt das Pferd in den Stall und wirft ihm einen Armvoll Heu in die Krippe, und dann geht er auf seine Stube, um das Geld abzuzählen. Fünf Skudi nimmt er zu sich, denn er muß ja auch eine neue Geldtasche kaufen, und die übrigen hundertundfünfundzwanzig Skudi schließt er in den Schrank. Den Schlüssel zieht er ab und steckt ihn in die Tasche, dann geht er aus der Stube und schließt gleichfalls zu; und nun macht er seine Besorgungen.

Man kann sich denken, daß Lange Rübe ihn im Auge behalten hat. Kurze Zeit, nachdem Ser Filippo fortgegangen ist, kommt Lange Rübe die Treppe hinauf und klopft an seine Tür. Als niemand antwortet, zieht er einen Draht aus der Tasche, öffnet sie schnell und tritt ein. Er sieht, daß das Geld nur im Schrank liegen kann; geschwind öffnet er auch den Schrank und erblickt wirklich die hundertundfünfundzwanzig Skudi sauber in ein reines Schnupftuch eingewickelt liegen. Er wickelt sie aus, steckt sie ein, schließt den Schrank wieder und will fortgehen; es fällt ihm aber ein, daß er dem Ser Filippo noch einen Gruß hinterlassen muß, und so nimmt er eine Kohle aus dem Kamin, um seinen Zinken* auf das Fensterbrett zu schreiben.

* Das Zeichen, das ein jeder Verbrecher hat.

Indem aber öffnet sich die Tür, und Ser Filippo tritt mit dem lebhaftesten Erstaunen ins Zimmer, denn er ist fest überzeugt gewesen, daß er die Zimmertür verschlossen hatte, er hat ja auch den Schlüssel abgezogen und in die Tasche gesteckt. Lange Rübe legt die Kohle fort und kommt ihm entgegen.

Man wird sich wundern, wie es kommt, daß Ser Filippo so schnell zurückkehrt. Die Seife ist nämlich auch aufgeschlagen, er hat kein Geld mehr für die Klappschnüre, den Pfeffer und die Geldtasche, und will sich noch fünf Studi aus dem Schrank holen.

Also Lange Rübe tritt ihm entgegen.

Zunächst macht er ihm freundschaftliche Vorwürfe, daß er sein Zimmer unverschlossen verläßt. Das ist sehr leichtsinnig in einer Stadt wie Rom. In einem Gasthaus kann nicht auf jeden geachtet werden, der die Treppe hinaufgeht. Gasthausdiebstähle kommen jeden Tag vor. Es ist ja kein unbedingter Schutz, wenn man die Tür zuschließt und den Schlüssel einsteckt; aber eine gewisse Sicherheit hat man doch, denn mit einem Nachschlüssel öffnet sich ein Schloß nicht so ohne weiteres, und die Diebe müssen immer gefaßt sein, daß sie von anderen Fremden oder von den Leuten des Gasthofs gesehen werden, wenn sie sich längere Zeit an dem Schloß zu schaffen machen. Ser Filippo entgegnet ihm, daß er nicht begreifen kann, daß die Tür offen stand; er hat selber zugeschlossen, er hat den Schlüssel hier in der Hand.

Lange Rübe legt seinen Hut auf den Tisch und setzt sich. Es kommt vor, daß man glaubt, man hat den Schlüssel herumgedreht. Er, Lange Rübe, hat geklopft, und wie niemand antwortet, tritt er ins Zimmer. Er wollte eben eine Nachricht auf das Fensterbrett schreiben, denn auf dem Markt hatte er ja Ser Filippo auch nicht

mehr gefunden. Er hat nämlich das Geld für die gekauften Gänse und will bezahlen. Neunzig Skudi also. Ein Skonto gewährt Ser Filippo wohl nicht? Damit greift Lange Rübe in die Tasche, zieht eine Handvoll Skudi heraus und beginnt aufzuzählen.

Ser Filippo erklärt, er habe sich inzwischen nach den Preisen umgehört, die Gänse haben angezogen, er könne sie für vier und fünf Skudi nicht lassen, beim besten Willen nicht, er wolle aber Lange Rübe nicht in Ungelegenheiten bringen; wenn Lange Rübe nicht mehr bezahlen wolle, so behalte er die Gänse; ihm komme es nicht darauf an; wenn er Lange Rübe eine Gefälligkeit erweisen könne, er werde seine Gänse immer los.

Lange Rübe wundert sich. Er betont, daß er die Gänse doch gekauft hat. Er wundert sich sehr. Er hat die Gänse gekauft, zu vier und fünf Skudi das Stück, und er hat erklärt, daß er in einer Stunde das Geld bringen wird. Es ist ihm schon aufgefallen, daß er Ser Filippo nicht mehr auf dem Markt antrifft, wie er mit dem Geld kommt.

Ser Filippo macht nur reelle Geschäfte. Ein Mann, ein Wort. Wenn er die Gänse für vier und fünf Skudi verkauft hat, gut; dann hat er sie verkauft, obgleich der Preis jetzt sechs und sieben Skudi ist. Aber er hat die Gänse nicht verkauft. Wie kann er die Gänse denn für vier und fünf Skudi verkaufen, wenn sie sechs und sieben Skudi kosten!

Lange Rübe streicht sein Geld wieder zusammen und steckt es in die Tasche. Dann steht er auf. Er spricht mit eisiger Kälte.

Er sieht wohl, daß Ser Filippo seine Gänse noch einmal verkauft hat. Er will mit Ser Filippo über die Ehrenhaftigkeit dieser Handlungsweise nicht streiten. Er

empfiehlt sich. Damit macht er ihm eine leichte Verbeugung, eine Verbeugung sehr von oben herab, und verläßt das Zimmer. Ser Filippo ist so bedrückt, daß er ihm bis an die Treppe nachgeht und vergeblich ein Gespräch über den zu erwartenden Witterungsumschlag anzuknüpfen versucht. Als er wieder in seine Stube zurückkommt, fährt er sich mit dem Finger zwischen Hals und Kragen, räuspert sich, zieht die Weste nieder und sieht eine Weile auf den Hühnerhof hinab, indem er auf der Fensterscheibe trommelt.

Erst nach einer ganzen Zeit schließt er den Schrank auf; und als er das Geld vermißt, dauert es noch eine längere Weile, bis ihm zum Bewußtsein kommt, daß Lange Rübe es genommen hat.

---

# Der Silberschatz

Der Schneidermeister Benedetto findet, daß man heutzutage nicht mehr mit der bloßen Routine allein fortkommen kann. Die moderne Zeit will Kopf. Existenzen gehen zugrunde. Aber es ist kein Unglück, wenn sie zugrunde gehen, denn sie haben sich nicht anpassen können, und die Natur verlangt Anspannung; Anspannung auf Grund selbständigen Denkens, sorgfältiger Prüfung und festen, unerschütterlichen Entschlusses.

Lange Rübe wird mit Benedetto bekannt, er wird mit ihm befreundet. Nun, zwischen zwei Freunden gibt ein Wort das andere, und so erzählt denn Lange Rübe eine Geschichte aus seiner Vergangenheit. Es ist lange her, daß die Geschichte vorgefallen ist, und eigentlich würde er sie auch niemandem erzählen, aber Benedetto ist nun einmal so ein Mensch, zu dem man Vertrauen hat, denn zu wem hat man Vertrauen? Zu dem Mann, der Vertrauen einflößt. Und Benedetto flößt Vertrauen ein.

Das menschliche Leben verbindet und trennt. Wo sind die Freunde unserer Jugend? In fremde Länder verschlagen, untergegangen, gestorben! Also Lange Rübe kennt eine alte Prinzessin, die in ihrem großen Palast allein wohnt, weil sie ihren Leuten immer nur gelbe Erbsen gibt, nur in Wasser gekocht und ohne Schmelze, was sich die Leute natürlich nicht gefallen lassen. Sie sitzt stets in der Küche, weil sie sich sagt, daß man die Herdfeuerung so auch zugleich als Heizung verwendet, und trägt einen dicken Mantel, der mit Federn aus-

gestopft ist. Außerdem ist sie schwerhörig, und das Silber steht in zwei Schränken im großen Saal, der auf der anderen Seite des Palastes liegt.

Lange Rübe verabredet sich mit seinen Freunden; sie machten Aufsehen damals, man sprach monatelang von ihnen in ganz Rom. Nämlich sie haben einen Schlüssel, sie schließen einfach das Tor auf, am hellen Tage, gehen in den Palast, lassen die alte Prinzessin in ihrer Küche links liegen, öffnen den großen Saal, packen das Silber in Wäschekörbe, die sie mitgebracht haben, und verlassen kaltblütig das Haus, indem sie sorgfältig wieder hinter sich zuschließen. Die Leute, welche vorübergehen, denken, daß sie bestellt sind, und wundern sich nicht; die Prinzessin kommt am nächsten Sonnabend in den Saal, sie putzte nämlich immer Sonnabends ihr Silber mit Kreide und Spucke, sie findet die Schränke leer, kriegt einen Schlag und stirbt; die Erben vermissen das Silber, und wie sich alles herumspricht, kommt der wahre Sachverhalt heraus; natürlich ungeheure Bewunderung. — Lange Rübe hatte mit seinen Freunden das Silber vorläufig vor die Tore gebracht und hat es vergraben. — Er hat es in der Campagna vergraben. Der Ort ist genau



bezeichnet. Und das Silber liegt noch heute, nach zehn Jahren, unberührt an seiner Stelle. Wo sind die Freunde geblieben? Lange Rübe weint ihnen eine Träne nach.

Benedetto hat für die Freunde wenig Interesse, aber der Gedanke an das vergrabene Silber beschäftigt ihn sehr. Er erkundigt sich, ob es auch niemand hat in der Zwischenzeit entdecken können, ob Lange Rübe öfter nachgesehen hat, er fragt, ob es sehr schwer zu holen sein würde, er überlegt sich, daß die Freunde, wenn der eine oder andere von ihnen noch leben sollte, doch längst verzichtet haben werden. Lange Rübe trocknet sich die Augen und antwortet mit Nicken oder Schütteln oder durch ein abgebrochenes Wort auf Benedettos ungestüme Fragen.

Kurz und gut: Es stellt sich heraus, wenn nun zwei Mann das Silber heben wollen, so müssen sie ein Pferd mit einem Wagen haben; damit den Zollwächtern am Tor nichts auffällt, müssen sie sich als Mörtelkutscher verkleiden und müssen, wenn sie zurückfahren, über das Silber in dem Wagen Mörtel schütten. Pferd und Wagen aber kann man nicht borgen, weil man da immer den Fuhrknecht mitnimmt und es auffallen würde, wenn man das ablehnte; man muß sie kaufen. Das Geschick hatte sich Lange Rübe stets feindlich erwiesen, er hatte nie das Geld gehabt, um die kleine Auslage machen zu können; Benedetto aber betrachtet das Geld für Pferd und Wagen als eine sichere Kapitalsanlage; Lange Rübe verspricht ihm schriftlich auf einem Stempelbogen die Hälfte des Silberschatzes; Benedetto zahlt dem Freunde vierhundert Skudi in bar aus, besorgt sich einen neuen Mörtelkutscheranzug und erwartet die Nachricht, wann er mit ihm in die Campagna hinausfahren soll.

Er bekommt aber keine solche Nachricht. Er sucht Lange Rübe auf, um ihn zu befragen, Lange Rübe ist nie zu Hause; er hinterläßt Zettel in seiner Wohnung, daß er ihn an dem und dem Ort treffen solle; Lange Rübe verfehlt ihn, oder ist verhindert, oder erscheint nicht und macht überhaupt keine Entschuldigung. Benedetto muß sich schwer ärgern über diese Unzuverlässigkeit, und wenn er nicht sein bares Geld in das Geschäft hineingesteckt hätte, dann ließe er Lange Rübe mit seinem Silberschatz schießen. Aber so geht das natürlich nicht.

So verfließt nun die Zeit, Benedetto macht immer weniger Versuche, Lange Rübe zu sprechen, und Lange Rübe beginnt schon, die ganze Geschichte zu vergessen. Aber da geschieht es, daß Benedetto auf den Gedanken kommt, Lange Rübe könne ein Hochstapler sein, den Silberschatz in der Campagna gebe es überhaupt nicht, und Lange Rübe habe die vierhundert Skudi einfach für sich selber verbraucht. Je mehr Benedetto nachdenkt, desto wahrscheinlicher wird ihm diese Annahme, denn er sagt sich, daß ein Mensch, welcher den Silberschatz im Hause einer Prinzessin stiehlt, auch nicht erröten werde, wenn er seinen Freund um vierhundert Skudi betrügen könne; und so geht er denn zu dem Richter Matta und erzählt dem alles.

Der Richter Matta sagt ihm väterlich, er müsse wohl sehr dumm sein, wenn er auf einen so uralten Schwindel hineinfalle, wie der vergrabene Silberschatz sei, der ihm, Matta, gewiß zweimal jährlich vorkomme; Benedetto, der bis nun immer noch einen letzten Rest von Hoffnung hatte, Lange Rübe sei nur bummelig und werde doch noch das Pferd und den Karren kaufen, wird zu Tränen bewegt und gerät in eine heftige Erbitterung gegen Lange Rübe, der so schändlich die Freundschaft verraten hat;

Matta erläßt einen Verhaftsbefehl und tröstet ihn, indem er ihm sagt, sein Geld werde er nie wieder zu sehen kriegen.

Lange Rübe hat gerade nichts auf dem Kerbholz, und gegen Benedetto ist er sich keiner Schuld bewußt; so kommt es, daß der Polizeihauptmann Tromba ihn ohne Schwierigkeiten verhaften kann. Er verhaftet ihn ungern, denn Lange Rübe hat ihm manche Gefälligkeit erwiesen, aber seine Pflicht muß man tun.

Lange Rübe erklärt zunächst, wenn Benedetto eine solche Gemeinheit begangen habe, einen Freund anzuzeigen, der das Letzte mit ihm geteilt habe, dann müsse er, so ungern er es tue, doch den Richter darauf aufmerksam machen, daß auch Benedetto angeklagt werden müsse; der Silberschatz sei gestohlen und Benedetto habe, indem er durch Zahlung der vierhundert Skudi einen Anspruch auf die Hälfte des Schatzes erworben, als Hehler gehandelt.

Matta schüttelt den Kopf und sagt: „Deine Sache steht schlecht, Benedetto, sie steht sehr schlecht!"

Benedetto aber hat einen klugen Rechtsanwalt bei sich, welcher erklärt, er sei ja gar nicht in den Besitz der gestohlenen Sache getreten, er habe durch die Zahlung der vierhundert Skudi nur den Versuch der Hehlerei begangen, der Versuch sei in diesem Falle aber nicht strafbar.

Matta nickt und sagt: „Der reißt dich raus, das ist ein Schlauer, du kannst von Glück sagen, Benedetto."

Lange Rübe antwortet, für die Hehlerei komme es gar nicht darauf an, ob einer in den Besitz der Sache trete; der rechtliche Anspruch genüge; dieser aber sei unzweifelhaft, da der Vertrag in allen Formen auf Stempelpapier gemacht sei; Benedetto hätte diesen Anspruch ja verpfänden können, wenn er wollte, und so den unrechtmäßigen Erwerb aus seinem Verbrechen einstreichen.

Matta sagt: „Es steht schlecht für dich, Benedetto, Lange Rübe hat recht.“

Der Rechtsanwalt aber hält ihm entgegen, es habe niemand den Schatz gesehen; von einer Prinzessin, die vor zehn Jahren bestohlen sei, wisse kein Mensch etwas; der Schatz sei überhaupt erfunden; Benedetto habe also nicht einen Anspruch auf Diebesgut erworben, sondern einen Anspruch auf ein Nichts, ein Garnichts. Ein solcher Anspruch wäre ihm schwerlich von jemandem beliehen worden. Also zugegeben selbst das, daß der Erwerb des rechtlichen Anspruches genüge, um das Verbrechen der Hehlerei festzustellen, müsse sein Freund dennoch freigesprochen werden, denn an einem Nichts kann keine Hehlerei stattfinden, wofür er eine Menge Rechtsgelehrte als Zeugen anführt.

Matta schüttelt den Kopf und sagt: „Dieser Rechtsanwalt ist ein tüchtiger Mann, Benedetto ist unschuldig.“

Lange Rübe schweigt. Er sagt nur: „Ich mache den Richter darauf aufmerksam, daß ich schweige, und bitte, daß das ins Protokoll aufgenommen wird.“ Dann wird er abgeführt; Benedetto, von Angstschweiß triefend, und sein kluger Rechtsanwalt empfehlen sich, und Matta verhandelt eine andere Sache.

Matta ist ein tüchtiger Mann. Er ist nicht wie andere, die an nichts mehr denken, wenn sie ihre Amtsstube verlassen haben; er denkt beständig an seine schwebenden Sachen. Nur, wenn eine Sache entschieden ist, dann denkt er nicht mehr an sie.

Am Abend kommen ihm die wunderbaren Worte von Lange Rübe ins Gedächtnis. Er bedenkt hin und her, was hinter ihnen stecken möge; endlich läßt er Lange Rübe hinaufholen in sein Studierzimmer und fragt ihn. — Lange Rübe tritt einen halben Schritt vor und legt

die Linke beteuernd auf die Brust. „Herr Richter," sagt er, „angenommen, ich kann nachweisen, daß der Silberschatz wirklich in der Campagna begraben liegt, was habe ich damit erreicht? Der Narr von Benedetto ist bestraft, der nicht warten kann, bis er für seine lumpigen vierhundert Skudi das Tausendfache bekommt in silbernen Vasen, Schalen, Leuchtern, Tellern, Salzfässern, Trinkbechern, Aufsätzen, Kesseln, Kannen, Schüsseln und Tragblechen. Aber ich habe meinen Silberschatz verloren; denn wenn ich zeige, wo er liegt, dann wird er mir doch vom Gericht abgenommen."

In dem Gemüt des Richters Matta geht eine merkwürdige Wandlung vor sich.

Er weiß, daß die Geschichte vom gestohlenen und vergrabenen Schatz ein uralter Spitzbubenschwindel ist, und er hat selber Benedetto ausgelacht, daß er ihn geglaubt hat; ja, er hat wohl zweimal im Jahr über diesen Schwindel zu urteilen. Aber wenn einem gesagt wird, daß in der Nähe rund eine Million Skudi in der Erde liegen, wenn man sich denkt, daß man die Hälfte davon mit leichter Mühe haben kann, dann sieht man plötzlich die Geschichte mit anderen Augen an. Wenn nur fünfzigtausend Skudi in der Erde lägen, dann würde man seine Ansicht nicht ändern.

„Viermalhunderttausend Skudi, meinst du, wären auf das Teil Benedettos gefallen?" fragt er Lange Rübe.

„Mindestens so viel," antwortet der. „Man kann das natürlich nicht so genau sagen, das Silber war von verschiedenen Legierungen, manche Stücke waren auch nicht massiv; aber ungefähr kann man doch schätzen, dafür hat man seinen Blick."

Matta geht im Zimmer auf und ab. „Weshalb hast du Benedetto immer hingehalten?" fragt er.

Lange Rübe erzählt eine Geschichte von der Torwache, bei welcher er einen Feind hat, und spricht davon, daß der Feind erst abgelöst werden mußte, und die Geschichte erscheint dem Richter sehr wahrscheinlich.

Lange Rübe merkt natürlich, worauf Matta hinauswill. Er tut kaltblütig und sagt, er werde Benedetto seine vierhundert Skudi zurückgeben. Im übrigen sei seine Zelle sehr kalt und zugig, er habe sich heftig erkältet und werde froh sein, wenn er erst wieder in seiner Häuslichkeit sei.

Matta lächelt. „Ich bin ein alter Richter, lieber Freund,“ sagt er, „mir machst du nichts vor. Die Vierhundert sind längst fort. Aber ich mache dir einen Vorschlag. Ich trete in den Vertrag Benedettos ein.“

Lange Rübe küßt Matta entzückt die Hand. Matta fährt fort: „Ich zahle Benedetto morgen sein Geld aus; nach der Gerichtsstunde gehen wir zusammen in die Campagna, und du zeigst mir die Stelle. So dumm wie Benedetto bin ich nicht, daß ich dir Geld in die Hand gebe. Wenn ich mich überzeugt habe, dann kaufe ich selber Wagen und Pferd. Und nun geh' und benimm dich ehrlich gegen mich, laß es das erste Mal in deinem Leben sein, daß du ehrlich bist.“

Lange Rübe geht. Matta zahlt Benedetto aus und bemerkt diesem, daß Lange Rübe die Summe habe schicken lassen und erkläre, er sei bis jetzt nur noch nicht dazu gekommen, den Plan auszuführen. Benedetto ist bestürzt, Matta kann eine kleine Schadenfreude nicht unterdrücken.

Und nun geht er am Nachmittag mit Lange Rübe in die Campagna hinaus.

---

# Das versiegelte Kästchen

Pietrino ist Mitglied des Verbandes der Gauner von Rom und Umgebung; man achtet ihn als einen tüchtigen Mann, und er hat auch schon viel mit Lange Rübe zusammen gearbeitet, was etwas sagen will, denn Lange Rübe arbeitet nicht mit jedem. Aber er hat einen Fehler: es mangelt ihm die letzte Anständigkeit. Er nimmt das Geld, wo er es kriegen kann; er macht den Hehler, den Wucherer, den Geschäftsmann, wie es gerade paßt. Und das schickt sich nicht.

Also Pietrino sitzt in seiner Stube am Fenster und rechnet gerade auf einem Stück alten Papiers von einem Tabakspaket sein Vermögen zusammen — denn er hat Vermögen, Pietrino — als bescheiden an seine Tür geklopft wird und ein ältliches Männchen eintritt, mit einem gramdurchfurchten Gesicht, viele Bücklinge macht und sich erkundigt, ob es die Ehre hat, mit Herrn Pietrino zu sprechen. Pietrino pustet die Luft durch die Nase und erklärt, daß er Pietrino ist und die Ehre sich ganz auf seiner Seite befindet. Das Männchen greift in die linke Überziehertasche, der Überzieher ist abgeschabt und viel zu weit für seinen dürren Körper, er ist auch zu lang, denn das Männchen tritt immer auf die vorderen Enden. Also das Männchen holt ein Kästchen hervor, das mit Bindfaden umwickelt ist. Der Bindfaden ist vielmals um-





gewickelt, und er knotet ihn erst auf, dann haspelt er ihn ab; der Bindfaden läßt sich auf die Erde nieder und bildet ein Häufchen; das Kästchen ist endlich frei, ein ganz gewöhnliches Kästchen aus Fichtenholz, mit einem Herzen bemalt, das von einem Pfeil durchbohrt wird, und um das Herz herum steht geschrieben: „Ich liebe dich und du liebst mich.“ Das Männchen klappt den Deckel zurück, hält Pietrino den Inhalt vor das Gesicht und fragt: „Was ist das?“

Also, um es kurz zu machen, in dem Kästchen befindet sich ein Armband mit großen Edelsteinen, das zehntausend Gulden wert ist. Das Armband gehört einer vornehmen Dame, einer sehr vornehmen Dame; die Dame ist so vornehm, daß man ihren Namen nicht nennen kann; aber die Dame hat Geld nötig. Sie braucht sechstausend Gulden, sie braucht sie auf der Stelle. Sie schickt zu Herrn Nathan — der Fremde macht eine weltmännische Verbeugung: das ist nämlich er selber, der Herr Nathan — und sagt: „Lieber Freund, auf Sie kann ich mich verlassen, ich verlasse mich sonst auf niemanden, ich kenne die Welt, ich habe zu viel Erfahrungen gemacht, aber auf Sie verlasse ich mich; hier ist mein Armband. Sie kennen es. Ich habe es vom Grafen . . .“ Hier klopft sich das Männchen auf den Mund. „Sechstausend Gulden auf der Stelle; in vier Wochen bezahle ich das Geld zurück, ich bezahle siebentausend Gulden zurück. Aber: Geheimnis. Tiefes Geheimnis. Ehrensache. Sie kennen Leute, auf die man sich verlassen kann. Ich gebe mein Armband als Pfand, aber es darf niemand sehen.“ Das Männchen sieht Pietrino fragend an, dann schließt es: „Wollen Sie das Geschäft machen oder nicht?“

Pietrino nimmt das Armband aus dem Kästchen. Die Edelsteine funkeln, die Edelsteine blitzen. Pietrino macht

ein schlaues Gesicht, Nathan macht auch ein schlaues Gesicht. Pietrino kneift das linke Auge zu mit einem fragenden Ausdruck. Nathan kneift das rechte Auge zu mit einem verneinenden Ausdruck. Nathan ist einverstanden, daß das Armband einem Juwelenhändler gezeigt wird. Pietrino erklärt: wenn das Armband zehntausend Gulden wert ist, dann borgt er sechstausend Gulden. Er nimmt seine Mütze, Nathan klappt das Kästchen zu, wickelt den Bindfaden vorläufig wieder um das Kästchen, dann gehen beide zu dem Juwelenhändler Matteo.

Matteo nimmt das Armband aus dem Kasten, hält es ins Licht, haucht die Steine an, befühlt sie mit der Hand, er nimmt einen Stahl und läßt ihn auf den Steinen hingleiten; dann schiebt er die Brille vorn auf die Nase und sagt: „Ich gebe jeden Augenblick achttausend Gulden für das Armband."

„Also ist es zwölftausend wert," sagt sich Pietrino und dankt höflich. Nathan nimmt das Armband zurück, besieht es zärtlich, macht eine philosophische Bemerkung, indem er sagt: „Was mögen solche Steine schon erlebt haben," und legt es vorsichtig wieder in das Kästchen. Dann nimmt er den endlosen Bindfaden und wickelt; er wickelt über Kreuz, er knotet, er wickelt nebeneinander, er knotet wieder, er wickelt übereinander, er knotet noch einmal; endlich ist der Bindfaden alle. Dann sagt er: „Mit Verlaub" und holt eine Stange Siegellack aus der Überziehertasche. Er hält sie an die Lampe, welche auf Matteos Arbeitstisch brennt, und tropft vorsichtig Siegellack auf den Knoten; er zieht ein Petschaft aus der Überziehertasche und drückt es auf; so macht er ein Siegel, zwei Siegel, sechs Siegel. Dann steckt er das Päckchen in die linke Überziehertasche, bedankt sich gleichfalls bei

Matteo, welcher seiner Tätigkeit etwas verdrießlich zugeschaut hat, und empfiehlt sich mit Pietrino.

In Pietrinos Wohnung beginnt die weitere Besprechung. Pietrino hat nicht die ganze Summe flüssig, aber er hat Waren, die so gut sind wie bar Geld. Er hat fünfhundert Flaschen Haaröl; er hat einen Heuwagen, noch fast gar nicht gebraucht; er hat eine Bibliothek von Büchern über Wasserbaukunde, für die ein Liebhaber sofort seine tausend Gulden bezahlt, sie sind in Ganzleder gebunden mit Goldschnitt; er hat ein ganzes geschlachtetes Schwein, wie es in den Rauch kommt; er hat ein Goldbergwerk in Brasilien; wenn man das alles mit dreitausend Gulden anrechnet, so bleiben also bar dreitausend, abzüglich des Diskonts für Barzahlung, macht zweitausendvierhundert; der Einfachheit halber zieht er auch die tausend Gulden Zinsen gleich ab, denn wozu die langen Hin- und Herrechnereien? — bleiben eintausendvierhundert. Eintausendvierhundert Gulden also. In neuen Scheinen. Denn so einer feinen Dame kann man doch nicht alte Scheine geben? In neuen Scheinen. Er berechnet nichts dafür, daß die Scheine neu sind.

Nathan widerspricht kräftig. Was soll denn die Dame mit den fünfhundert Flaschen Haaröl, mit dem Goldbergwerk in Brasilien, mit dem Heuwagen, mit den Büchern? Sie ist eine anständige Dame, sie ist auch eine gebildete Dame; sie liest ihr Gebetbuch, damit gut. Bücher über Wasserbaukunde sind überhaupt kein Artikel für Damen.

Pietrino hat viele Verbindungen, er kann die Sachen anderweitig loswerden, er ist erbötig, sie der Dame abzukaufen, wenn sie mit einem kleinen Verlust einverstanden ist. Er ist Geschäftsmann, der Geschäftsmann sagt sich: ich will verdienen. Das sagt sich Pietrino auch.

Also nun besprechen die beiden, wie hoch das Gold-

bergwerk, der Heuwagen, die Bücher und das Haaröl anzusetzen sind, denn das geschlachtete Schwein kann die Dame gebrauchen, es ist Eichelmast, kerniger Speck, es hat seine zwei Zentner Schlachtgewicht gehabt, es war ein Gelegenheitskauf gewesen für Pietrino, denn ein anderer kommt nicht an solche Ware, die ist nur für den Fachmann.

Wir wollen es kurz machen. Das Haaröl ist in geschliffenen Flaschen, es wird mit hundert Gulden zurückgenommen. Der Heuwagen fünfundzwanzig Gulden. Die Bücher zweihundertundfünfzig Gulden, das Goldbergwerk einhundertundachtzehn Gulden zehn Bajokki.* Macht zusammen dreihundertundfünfzig Gulden zehn Bajokki.

Nathan greift in seine rechte Überziehertasche, gibt Pietrino das verschnürte und versiegelte Kästchen und bekommt eintausendsiebenhundertunddreiundzwanzig Gulden zehn Bajokki nebst einer Anweisung an den Wasenmeister Polifilo, dem Herrn Nathan das von Pietrino gekaufte Schwein auszuhändigen. Dafür unterschreibt Nathan einen Wechsel, fällig in vier Wochen, über siebentausend Gulden. Pietrino unterschreibt eine Beurkundung, daß er ein Pfand im Wert von zehntausend Gulden erhalten hat.

Nathan spritzt die Tinte aus, legt die Feder sorgfältig neben das Tintenfaß, drückt Pietrino zum Abschied die Hand und sagt anerkennend: „Ich habe schon manches Geschäft gemacht, aber das muß ich sagen, der Herr Pietrino sind ein Kaufmann, wie man ihn selten findet. Alle Achtung! Man kann lernen bei ihm!“ Pietrino ist natürlich geschmeichelt, er reibt sich die Hände, macht ein betrübtes Gesicht und klagt über die schlechten Zeiten, die Verschuldung der Massen und die hohen Steuern.

* Bajokko = etwa ein Pfennig.

Natürlich verschweigt Pietrino solche Geschäfte, wie das mit Nathan. Er weiß, daß sie ihm keine Ehre machen. Und weshalb soll man auch immer alles erzählen? Also er versteckt das versiegelte Kästchen in seinem Bettstroh und wartet, daß Nathan wiederkommt und Kästchen und Wechsel einlöst.

Die vier Wochen sind um. Pietrino berechnet sich, falls Nathan nicht pünktlich kommt, hat er doch das Recht, das Pfand zu veräußern. Matteo will achttausend geben. Aber wozu braucht er es bei Matteo zu verkaufen! Es ist ehrlich erworben, er kann es ja auch einem anderen Händler anbieten, der ihm gewiß zwölftausend geben wird. Zur Sicherheit kann man ja immer die Steine herausnehmen und allein verkaufen, denn schließlich weiß man nicht, wie es Nathan bekommen hat.

Die vier Wochen sind um, und um Mitternacht ist Nathan immer noch nicht da. Pietrino braucht keine Rücksichten mehr zu nehmen, er ist reell vorgegangen und hat niemanden zu scheuen. Er wird auch weiterhin im vollsten Licht der Öffentlichkeit handeln. In der ersten Morgenfrühe bittet er Lange Rübe als Zeugen, berichtet ihm alles, zeigt ihm den Wechsel, weist ihm das Kästchen vor und macht ihn darauf aufmerksam, daß alle Siegel unverletzt sind, und dann erbricht er die Siegel.

Aber in dem Kästchen liegt nicht das Armband, sondern ein Straßenstein.

Lange Rübe macht eine Handbewegung mit dem Zeigefinger an die Stirn. Er hat sich so etwas gedacht, wie Pietrino ihm erzählt. Nathan ist natürlich ein Gauner; er hat ein anderes, gleiches Kästchen vorbereitet gehabt und hat die Kästchen miteinander verwechselt. Lange Rübe hat nie etwas von Nathan gehört; der Mann ist offenbar ein Kaffer; ein so alter Gauner wie

Pietrino hat sich von einem Kaffern hineinlegen lassen mit einem uralten Gaunerstreich, auf den kein siebenjähriges Kind mehr hineinfällt!

Pietrino rauft sich die Haare, schlägt sich mit den Fäusten an die Brust, haut sich mit der flachen Hand vor die Stirn, stiert gedankenlos ins Weite.

Lange Rübe setzt sich, schlägt mit weltmännischer Ruhe die Beine übereinander und hält Pietrino eine Rede über die Unanständigkeit seines Vorgehens. Dann fährt er fort, daß er ihm behilflich sein will, wieder zu seinem Gelde zu kommen. Pietrino spitzt die Ohren.

Lange Rübe geht auf die Straße hinaus; die Straße ist leer, es ist ja noch ganz früh. Er hebt seinen Stock und zertrümmert das Fenster Pietrinos, stößt die noch halb im Rahmen hängenden Scheiben vollends ein und kriecht durch in das Zimmer; das Kästchen, welches mit zerschnittenem Bindfaden und abgerissenen Siegeln auf dem Tisch liegt, steckt er in die Tasche, und dann zerwühlt er das Bett, wo es versteckt war.

Nachdem dies getan ist, nimmt er Pietrino unter den Arm und geht mit ihm zum Polizeihauptmann Tromba.

Tromba schläft noch, seine Frau schläft noch, das Dienstmädchen ist eben aufgestanden und macht Feuer im Herd an. Mißmutig kommt er in Unterhosen zu den beiden Wartenden.

„Herr Hauptmann,“ sagt Lange Rübe, „es ist bei Pietrino ein Einbruchsdiebstahl begangen. Pietrino hatte ein Kästchen mit einem Armband, das zehntausend Gulden wert war, in seinem Bettstroh versteckt; er geht gestern abend aus, kommt heute früh nach Hause; wie er seine Tür aufschließen will, sieht er, daß das Fenster zertrümmert ist; er tritt in seine Stube, das Bett ist zerwühlt, das Kästchen ist verschwunden.“

Tromba sieht Lange Rübe mißtrauisch von der Seite an. Lange Rübe ahnt seinen Gedankengang. Er fährt fort: „Der Einbruch ist von einem Kaffern gemacht. Ein Mann, der seine Sache versteht, drückt das Fenster mit einem Pechpflaster ein. Der Verband unterhält keine Beziehungen zu solchen Leuten. Wir haben dasselbe Interesse wie die Polizei, daß solche Menschen unschädlich gemacht werden, wir werden der Polizei in jeder Hinsicht behilflich sein."

Tromba pfeift vor sich hin. Er fährt schnell in seine Hosen, seine Stiefel, er wirft sich in den Rock und gürtet den Säbel um, er nimmt seine Aktenmappe und setzt die Mütze auf und geht eilig mit den beiden an den Ort des Verbrechens.

Von dem Einbrecher ist keine Spur zu sehen. Tromba untersucht den Ort, die Häscher untersuchen, die Häscher verkleiden sich, knüpfen Bekanntschaften mit den Bäckern, Fleischern und Krämern in der Straße an: Es ist nichts in Erfahrung zu bringen.

Aber in ganz Rom wird es bekannt, daß bei Pietrino eingebrochen ist und daß man ihm ein Armband gestohlen hat, welches zehntausend Gulden wert war.

Wie es Dämmerung wird, kommt Nathan. Er kommt etwas ängstlich und schüchtern, denn er weiß, er hätte den Wechsel eigentlich schon gestern einlösen müssen; aber die Dame hatte das Geld gestern noch nicht, sie hat es erst heute bekommen; nun, er sagt sich, drei Tage lang muß ja der Pfandleiher das Pfand noch aufheben, und Pietrino wird das ja auch wissen, nicht wahr? Also, er bringt das Geld, und nun bittet er freundlich, daß ihm Pietrino sein Armband wiedergibt.

Lange Rübe war hinter den Vorhang getreten, der Pietrinos Kleider verbirgt. Nun kommt er vor, schließt

die Tür ab und steckt den Schlüssel zu sich; dann zieht er das Kästchen aus der Tasche und reicht es kaltblütig hin. Er gesteht ein, daß es geöffnet ist; Pietrino hat es vor Zeugen geöffnet, das war sein gutes Recht, denn das Pfand ist ja eigentlich verfallen. Der Inhalt schien ihm wohl nicht ganz dem Armband zu gleichen, das Nathan hineingelegt hatte, aber die Erinnerung kann ja trügen; und jedenfalls ist ja Nathan nun da und wird es einlösen.

Auf Nathans Lippen tritt ein irres Lächeln. Er sieht nach der Tür, sie ist verschlossen; er sieht nach dem zertrümmerten Fenster, Pietrino steht davor, und Pietrino war früher Hausschlächter, er ist ein kräftiger Mann. Er greift in die Tasche des Überziehers, holt ein buntes, großkariertes Taschentuch hervor und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Ein peinliches Schweigen lastet auf der Gesellschaft. Pietrino kehrt sich um, klimpert auf einem Glassplitter, der im Rahmen sitzen geblieben ist, und trällert dazu: Töm, Töm, Töm, Töm, Tallallallala. Lange Rübe räuspert sich, zieht einen Stuhl herbei und setzt sich, indem er die Beine weit ausstreckt und fortwährend Nathan im Auge behält. Nathan zieht das großkarierte Taschentuch noch einmal und schneuzt sich.

„Meine Herren,“ sagt er endlich, „wir sind unter uns. Die Herren haben hier schon zu viel von den falschen Scheinen ausgegeben. In Rom werden sie nicht mehr angenommen. Ich habe sie mit einem Geschäftsfreund verrechnet, der nach Neapel gereist ist; er hat mir fünfzig Gulden dafür gezahlt. Ich will den Herren die fünfzig Gulden geben.“ Er greift in die Überziehertasche und zieht ein schmieriges Paket heraus, das er aufwickelt.

„Gut. Fünfzig Gulden. Nehme ich an,“ sagt Pietrino. „Und das Schwein?“

„Das Schwein!“ ruft Nathan und erhebt beschwörend die Hände. „So wahr ich hier stehe, der Schlag soll mich rühren, wenn ich nicht die lautere Wahrheit sage, das Schwein hat schon gerochen.“

„Na, und?“ fragt Pietrino. „Ich werde doch nicht gesundes Schweinefleisch angeben für einen Kasten mit einem Straßenstein!“

Nathan windet sich und krümmt sich, er beteuert, daß das Schwein ungenießbar gewesen ist, daß noch nicht einmal die Wursthändler an den Straßenecken das Fleisch haben nehmen wollen, denn warum? Sie verderben sich das Geschäft; er zählt alle anderen Leute auf, die es nicht gekauft haben, er vergißt nur den Mann zu nennen, an den er es schließlich doch losgeworden ist.

Lange Rübe erhebt sich. Dieses Handeln um ein paar Gulden ekelt ihn an. Er fragt Nathan: „Willst du drei Gulden geben für das Schwein?“ Nathan zuckt unruhig hin und her. „Willst du?“ ruft lauter Lange Rübe. Nathan sagt hastig: „Ja!“ Nun fragt Lange Rübe Pietrino, ob er einverstanden ist. Pietrino ist einverstanden.

Also Nathan zählt nun dreiundfünfzig Gulden zusammen; einige Male versucht er, falsche Scheine mit unterzuschmuggeln, aber Pietrino stößt unerbittlich jeden falschen Schein zurück.

Endlich sind die beiden mit Zählen fertig, Lange Rübe schließt die Tür wieder auf.

Und wie sie sich trennen, sagt Nathan noch zu Pietrino: „Wenn der Herr wieder einmal ein billiges Schwein haben sollte, ich bin immer Abnehmer für preiswerte Ware.“

---

10*

# Der Hecht

Der Herr Stadtrichter Matta hat über eine Anzahl Spitzbuben abzuurteilen. Es war ein Auflauf gewesen, bei dem mehrere Geldbeutel abgeschnitten wurden. Die Polizei hat verschiedene Leute verhaftet, von denen sie glaubt, daß sie bei dieser Gelegenheit tätig waren. Matta sitzt auf seinem Richterstuhl vor seinem breiten Tisch, zur linken Seite sitzt ihm sein Schreiber und schreibt nach; er läßt die einzelnen Angeklagten vortreten, befragt sie, hört ihre Antworten, befragt die Zeugen, bildet sich sein Urteil und teilt dem Spitzbuben mit, zu wieviel Jahren er verurteilt ist. Das Verfahren erscheint uns vielleicht etwas oberflächlich; aber ländlich, sittlich, das Gericht ist überlastet, die Polizei faßt überhaupt keine Spitzbuben, die nicht unbedingt zu der denkbar höchsten Strafe verurteilt werden müßten, wenn nicht für diese, dann für andere Taten, so daß die Schnelligkeit Mattas den armen Kerls eigentlich nur eine Möglichkeit gibt, glimpflicher davonzukommen. Außerdem reißen die Spitzbuben natürlich sobald wie möglich aus, wenn sie im Gefängnis sitzen.

Pietrino steht mit im Gerichtssaal; aber nicht als Angeklagter, sondern als Zeuge. Er hat sich den Angeklagten zur Verfügung gestellt. Er war mit im Gedränge und bezeugt bei jedem Spitzbuben, der vorgeführt wird, daß er ihn keinen Geldbeutel hat abschneiden sehen. Das Zeugnis hat bei den ersten Angeklagten geholfen; später fiel es dem Stadtrichter Matta ein, daß der Mann ja

vielleicht den Beutel abgeschnitten haben kann, während Pietrino gerade nicht hinsah, und so nützt sein Zeugnis jetzt nichts mehr. Pietrino ist daher auch im Begriff, zu gehen; denn wozu soll er umsonst sich im Gericht herumtreiben?

Das Dienstmädchen des Richters Matta erscheint, bestellt dem Herrn einen Gruß von der gnädigen Frau, und Onkel Vittorio wäre gekommen und wollte zum Essen dableiben, und der Herr Richter möchte doch sehen, daß er recht frühzeitig fertig würde. Matta flucht auf die Gedankenlosigkeit der Weiber. Wie oft hat er nicht gesagt, daß sein silberner Trinkbecher, den er von Onkel Vittorio geschenkt bekommen hat, zum Silberschmied zum Ausbeulen geschickt werden soll! Was wird Onkel Vittorio nun von ihm denken, wie er seine Geschenke in Ehren hält! Er entläßt das Dienstmädchen und trägt der gnädigen Frau auf, sie solle wenigstens für etwas Anständiges zu Mittag sorgen. — Das Dienstmädchen geht; Pietrino hat schweigend das Gespräch mit angehört und geht gleichfalls. — Er geht auf den Fischmarkt, wo er eine Fischhändlerin weiß, die ausgezeichnete Fische hat. Er tritt vor ihren Stand, knüpft ein Gespräch mit ihr an und fragt sie, ob sie nicht einen schönen Hecht hat, einen recht schönen Hecht, er muß reichlich sein für fünf Personen, er ist für den Herrn Stadtrichter Matta, und der Herr Stadtrichter Matta hat es nicht gern, wenn auf dem Tisch etwas

knapp ist; der Onkel Vittorio ist zu Besuch, und Onkel Vittorio ist der Erbonkel und ist ein starker Esser, und das weiß man ja, wenn einer ordentlich ißt, dann essen die andern auch mehr wie sonst. Die Fischhändlerin hat gerade einen Hecht, der für die Gesellschaft des Herrn Stadtrichters paßt, einen Achtpfünder, einen Hecht, wie er selten vorkommt heutzutage, denn der Hecht kann das auch nicht mehr leisten, früher haben die Leute an den Fasttagen eine Seespinne gegessen oder ein halbes Pfund Stint, jetzt soll es immer Hecht sein, und wo soll denn der Hecht herkommen? Sie faßt den Hecht mit zwei Fingern zwischen den Kiemen und hält ihn hoch; ein Staatshecht! Ein Prachthecht! Ein süßes Tier von einem Hecht! Die Fischhändlerin ist ein junges, appetitliches Weib, drall und rotbäckig, mit gleichmäßigen, weißen Zähnen und frischen, blauen Augen. Ein Hecht zum Küssen!

Pietrino kauft den Hecht für fünf Bajokki und bezahlt bar, er läßt sich den Hecht in Papier schlagen und geht zum Hause des Herrn Stadtrichters Matta. Er bestellt der Frau Stadtrichter einen Gruß vom Herrn Stadtrichter, und hier wäre der Hecht für den Mittag, der Herr Stadtrichter habe ihn selber gekauft, die Frau Stadtrichter solle ihn aber gut spicken, und die Frau Stadtrichter möchte doch so freundlich sein und dem Boten den Mundbecher des Herrn Stadtrichters geben, er solle ihn gleich zum Silberschmied bringen zum Ausbeulen.

Die Frau Stadtrichter findet, daß ihr Mann gut gekauft hat, wenn der Hecht nur nicht zu teuer ist, denn den Männern wird immer mehr abgenommen auf dem Markt, als den Frauen; sie legt den Hecht auf eine große Schüssel, schließt den Schrank auf und nimmt den Mundbecher heraus. Dann schärft sie dem Boten ein, daß der Silberschmied ihn aber ja gleich in Ordnung bringt und

ihn nicht vierzehn Tage lang sich in der Werkstätte herum-treiben läßt, denn der Herr Stadtrichter gebraucht ihn täglich und wäre sehr ärgerlich, wenn er seinen Mund-becher einmal nicht hätte.

Pietrino nimmt den Becher, wickelt ihn in das Papier, das um den Hecht geschlagen war, und zieht ab.

Er geht in die Kneipe, wo die Freunde beieinander sitzen und erzählt seinen Streich. Lange Rübe ist der Oberste am Tisch, er hat selbstverständlich den Ehrenplatz, und alle sehen auf ihn, was er zu der Geschichte sagen wird.

Lange Rübe zuckt die Achseln. Was ist das schließlich für eine Heldentat! Ein silberner Becher für einen Hecht! Solche Geschäfte macht jeder Kaufmann. Der Gauner muß den Hecht auch wieder mitnehmen, dann hat er etwas geleistet; aber so etwas, das ist gar nichts.

Pietrino ist gekränkt und macht eine ausfallende Be-merkung über Leute, die alles besser wissen, aber besser machen, das ist eine andere Sache. Wortlos nimmt ihm Lange Rübe den Becher ab und geht.

Er nimmt einen jungen Menschen mit, der da am Tische sitzt, und geht geradeswegs zum Hause des Stadt-richters und klingelt. Die Frau Stadtrichter öffnet ihm in Küchenschürze mit geröteten Wangen. Lange Rübe tut so, als ob er sie für das Dienstmädchen hält und fragt, ob er die gnädige Frau nicht sprechen kann. Die Frau Stadtrichter gibt einen erschrockenen Ton von sich, reißt die Tür zur guten Stube auf und erklärt, daß die gnädige Frau im Augenblick kommen wird. Lange Rübe tritt ein und wartet; der Bursche ist hinter ihm eingetreten und wartet mit, indem er die Mütze in der Hand dreht; die Frau Stadtrichter hat inzwischen ihre Schürze ab-

geworfen, sich in das Korsett gepreßt, denn sie wallt gewöhnlich uferlos daher, das gute braunseidene Kleid angezogen, schnell die Haare in Ordnung gebracht, und tritt nach einer Viertelstunde mit süßem Lächeln in die gute Stube, indem sie sich über die Dummheit des Mädchens beklagt, die ihr erst jetzt gesagt habe, daß ein Herr warte. Lange Rübe macht eine Verbeugung und stellt sich als geheimen Angestellten der Polizei vor. Die gnädige Frau ist einem frechen Gaunerstreich zum Opfer gefallen. Hier — er zeigt ihr den Becher — diesen Becher hat ihr ein Spitzbube abgeschwindelt, der angab, von dem Herrn Gemahl geschickt zu sein und einen Hecht mitbrachte, den der Herr Stadtrichter angeblich gekauft haben sollte. Die Polizei hat den Mann bereits dingfest gemacht; sie bittet nur noch, daß die Frau Stadtrichter den Hecht verabfolgt, da man diesen nebst dem Becher als Zeugen der Gaunerei braucht.

Die Frau Stadtrichter fällt aus allen Wolken. Nein, was doch einem geschehen kann! Und der Herr Stadtrichter hat von nichts gewußt, er hat gar nicht nach dem Becher geschickt, er hat auch den Hecht gar nicht gekauft! Lange Rübe macht eine vornehme Handbewegung. Der Herr Stadtrichter weiß selbst jetzt noch von nichts; aber die Polizei wacht.

Kopfschüttelnd geht die Frau Stadtrichter in die Küche und winkt dem Burschen, daß er ihr folgt; in der Küche gibt sie ihm den Hecht, der noch auf der Schüssel liegt. „Aber die Schüssel gehört mir, ich bekomme sie doch wieder?" fragt sie. „Gewiß, gnädige Frau," erwidert Lange Rübe, macht eine tadellose Verbeugung, zieht die Hand der gnädigen Frau zum Kuß an den Mund und geht mit dem Burschen ab, der den Hecht trägt.

Pietrino erklärt etwas verdrossen, daß er besiegt ist, denn Lange Rübe hat nicht nur den Hecht, sondern auch noch eine Schüssel aus gutem Porzellan dazu erbeutet. Aber die Wirtin kann den Hecht sehr gut zubereiten, und der Wirt hat einen trefflichen Wein; der Mundbecher des Herrn Stadtrichters geht um, und sein Hecht wird aufgetragen, und so wird denn die leichte Verletztheit in allgemeiner Zufriedenheit vergessen.

---

Druck der Carl Flemming und C. T. Wiskott
Aktiengesellschaft für Verlag und Kunstdruck,
Glogau / Berlin / Breslau

Die vorliegenden Erzählungen sind mit besonderer Erlaubnis des Verlages Georg Müller, München, aus dem Werk „Spitzbubengeschichten“ von Paul Ernst für die Jugend ausgewählt und bearbeitet.



